

Städtegenerationen im Donauraume.

Von Robert Mayer.

Mit 3 Karten im Satz.

In den Entstehungsvorgängen der beiden Arten von Landschaftserscheinungen, der physiogeographischen und anthropogeographischen, der natur- und kultur- landschaftlichen, gibt es eine sehr bezeichnende Ähnlichkeit, die im Wechsel der Entwicklungsgeschwindigkeit und in der Tiefe der Veränderungen liegt. Die Stufen einer Gebirgstreppe z. B. werden nicht mit gleichmäßiger Geschwindigkeit und gleichmäßigem Fortschritte in den Gebirgsunterbau eingekerbt und aufgebaut, sondern infolge der wechselnden Geschwindigkeit der Hebungsvorgänge des Gebirges bald rascher, bald langsamer, bald mehr nach der Tiefe, bald mehr nach der Seite hin, bald mehr im Einschneiden abgetragen, bald mehr durch Aufschüttung neu gebildet. Ein Wechsel in der Geschwindigkeit des Wachstums, der Veränderung überhaupt beherrscht auch die Vorgänge der Besiedlung, vielleicht die Vorgänge in der Entstehung der Kulturlandschaft überhaupt. An den Städten und ihrer Entwicklung läßt sich dieser Geschwindigkeitswechsel ganz gut beobachten. Ihr Wachstum, sowohl das ihres Volumens, d. i. ihres Baukörpers, als auch das ihrer Einwohnerschaft, hat in seiner zeitlichen Entwicklung deutlich Epochen raschen Fortschrittes, die von solchen langsamer Entwicklung oder sogar des Rückschrittes abgelöst werden. Jede Stadt, die schon mehr als eine solche Phase der Beschleunigung und Verzögerung erlebt hat, zeigt in der Bevölkerungskurve diese Veränderlichkeit der Wachstumsgeschwindigkeit deutlich genug. In denjenigen Zeiten, in denen eine Stadt rasch wächst, steigen auch sehr viele andere rasch mit ihr auf, werden auch viele Städte neu gegründet. Mit ihnen beginnt eine neue Städtegeneration.

Gäbe es den Wechsel in der Entwicklungsgeschwindigkeit nicht, so müßten alle Städte infolge ihres gleichmäßigen Wachstums einen allmählichen Übergang von dem ursprünglichen Kerne bis in die letzten Wachstumsspitzen erkennen lassen, was bekanntlich nicht der Fall ist. Es gibt z. B. bei den deutschen Städten, die aus der spätmittelalterlichen Städtegeneration stammen, eine innere Stadt von gleichmäßig mittelalterlicher oder frühneuzeitlicher Baugestalt oder einer Baugestalt, die wenigstens einmal gleichmäßig war, und darüber hinaus einen äußeren Wachstumsring, der im 19. und 20. Jahrhundert zugewachsen ist und von deren Baugedanken seine Gestalt hat. Was in der Zwischenzeit hinzuwuchs, ist so wenig — trotz der da und dort eingebauten Neugestaltungen durch das Barock und sein Gefolge —, daß es in dem heutigen Stande des Volumens keinen Ausschlag geben kann. Die Ursache für die Veränderlichkeit im Wachstumstempo liegt offenbar in dem von Behrmann gefundenen Gesetze der Selbstverstärkung, die zur Aufhebung des Wachstums führen muß, einem Gesetze, das unter Berücksichtigung des dabei mitspielenden menschlichen Willens auch für die Wachstumserscheinungen von Organismen höherer Stufen, sagen wir vielleicht von Überorganismen, also auch von menschlichen Gemeinschaften Gültigkeit hat.

Eine Stadt ist eine Form des menschlichen Gemeinschaftslebens, und zwar eine solche, die wieder in dem Leben größerer Gemeinschaften der Völker als eine

Teilgemeinschaft gestaltend, anregend, gelegentlich hemmend mitwirkt. Da Völker von hoher, schöpferischer Kultur neue Lebensgestalten bilden und durch sie neuformende Wirkungen auch auf andere, besonders Nachbarvölker ausüben, übergreifen die volksbedingten Stadtformen auch die Völkergrenzen. Städte von einer größeren Zahl gemeinsamer Merkmale, also näherer Verwandtschaft, werden als *Städtefamilie* zusammengefaßt.

Um die Probleme, die sich aus den Städtefamilien und Städtegenerationen ergeben, einmal näher zu untersuchen, wurde nicht eine bestimmte Städtefamilie, nicht eine einzelne Städtegeneration als Untersuchungsobjekt ausgewählt, sondern ein Landschaftsraum von solcher Größe und solcher Lage, daß sich in ihm Vertreter mehrerer Städtefamilien und mehrerer Städtegenerationen finden ließen. Dazu schien gerade der Donaauraum besonders geeignet zu sein, der sowohl Teile des deutschen wie auch des östlichen, d. i. des gemischtvölkischen Mitteleuropas umfaßt. In diesem Sinne durfte es vielleicht gewagt werden, die folgenden Seiten Hugo Hassinger zu widmen, der dem Studium des Donaaraumes die Mühe vieler Untersuchungen, zahllose Anregungen, sein Lebenswerk gegeben hat.

Zu einer erschöpfenden Behandlung der vorliegenden Aufgabe ist der gegenwärtige Zeitpunkt nicht gerade günstig, denn für die vergleichende Betrachtung der ältesten Stadtformen fehlt es noch sehr an den Vorarbeiten, wie die nachfolgenden Seiten immer wieder zeigen werden; andererseits ist gerade jetzt ein „Deutsches Städtebuch“ in Bearbeitung und im Erscheinen begriffen¹, dessen Vollendung noch abgewartet werden muß. Es wird seiner Anlage nach die Gelegenheit und Anregung zu einer großen Zahl vergleichender, auch geographischer Arbeiten bilden. Das fällt für die vorliegenden Absichten um so mehr ins Gewicht, als es² auch die östlichen Grenzräume umfassen soll. Obwohl also die volle Auswertung des Problems noch Geduld und vor allem einen viel größeren Rahmen verlangt, ist doch vielleicht, um ähnliche Übersichten auch in anderen Räumen anzuregen, jetzt schon die folgende Zusammenstellung zur Einsicht in das Problem hinreichend. Sie soll besonders der Absicht dienen, Klarheit in den Begriff der Städtegeneration zu bringen, diese abzugrenzen und ihre Merkmale zu bestimmen.

Der Begriff der „Städtegeneration“ wurde m. W. zum erstenmal von Jean Brunhes³ (*Génération des Villes*) gebraucht. Seitdem erschien er m. W. nur noch einmal in der geographischen Literatur⁴, ohne dort näher abgegrenzt zu werden. Aber schon Jean Brunhes begnügte sich mit dem Gebrauche des Wortes in der Kapitelüberschrift, ohne es näher als durch die Beispiele zu erläutern. In der Arbeit über die „Alföldstädte“ ist auf die Entwicklungsphasen der Städte Bezug genommen und damit das Leben der Städte in das geschichtliche Leben der Völker eingeordnet. Dort sind auch die Städte, je nachdem, welcher Generation

¹ Deutsches Städtebuch. Handbuch städtischer Geschichte. Im Auftrage der Konferenz der landesgeschichtlichen Kommissionen Deutschlands mit Unterstützung des Deutschen Gemeindetages herausgegeben von Prof. Dr. Erich Keyser. I. und II. Bd. Kohlhammer, Stuttgart 1939 und 1941.

² Nach der Besprechung durch H. Aubin in VSWG. 34, 1941, S. 324 ff.

³ *Géographie humaine de la France* (Histoire de la Nation française) II, S. 93 ff.

⁴ Robert Mayer, Die Alföldstädte. Abh. Geogr. Ges. Wien XIV, 1, S. 40 f.

sie angehören, wie viele Generationen, wie viele Stadtbildungszeiten sie einschließlich der Gründungszeit erlebt haben, in ein-, zwei-, dreiphasige Städte eingeteilt⁵.

In dem Begriffe der Generation ist der Gedanke des zeitlichen Rhythmus in der Nachfolge städtischer Einzelwesen enthalten. Eine Generation setzt sich aus einer Gruppe gleichaltriger städtischer Siedlungen zusammen. Es gibt Altersstufen unter den Städten, die älteste war auch einmal erst entstanden, dann in lebensvoller Wirksamkeit, um schließlich nur mehr als Wahrer der Tradition die Kontinuität des Einzellebens und des Bluterbes in der Familie zu vertreten. Jede Generation hat aus dem Zeitalter, in dem sie entstand, noch mehr oder weniger Wesenszüge in die Gegenwart herübergeführt, die die Fortdauer des Einzelwesens bezeugen, die aber sicher auch in zahlreichen psychischen und physischen Spuren und Anlagen im gegenwärtigen Lebensrhythmus mitschwingen. Diese Eigenschaften sind den Städten zum Teil aus der Landschaft erwachsen und mit ihr verbunden erhalten geblieben (Landschaftserbgut) oder sie sind aus dem Wesenscharakter der Rasse und des Volkes, die die Städte schufen, in die Städte hineingetragen und wenigstens so lange bewahrt worden, als das gleiche Volk und die gleiche Rasse an dem Stadtwesen bauten (Familienerbgut), meist aber noch weit darüber hinaus. Zahlreiche andere Wesenszüge gingen durch (zufällige) kulturgeschichtliche Wirkungskräfte aus der Stadt hervor und sind veränderlich wie alle Kultur. Sie sind Kinder ihrer Zeit und schwinden zum Teile mit ihr wieder hin, ohne dauernde Züge im Antlitz der Stadt und in ihrem Charakterbilde zu hinterlassen. Die Merkmale, die einer Stadt aus der Folge der Generationen anhaften, sind entweder Gemeinschaftszüge oder Einzelzüge. Wenn es sich im folgenden um Städtegenerationen handeln wird, dann wird es Aufgabe der Erörterung sein, die aus der Entstehungszeit stammenden Gemeinschaftsmerkmale der städtischen Siedlungen aufzusuchen, sie mit dieser Zeit im Zusammenhange zu betrachten. Dabei werden sich bei der großen Ausdehnung des Schaubereiches die Familienzüge nach Nationen ebenfalls erkennbar machen. Die Einzelzüge werden dabei vernachlässigt werden können, wenn sie auch im Zuge der Erörterung mit den Beispielen oft genug hereinfließen müssen.

Dazu ist es nötig, eine für alle Zeiten und Völker brauchbare Bestimmung des Stadtbegriffes einzuführen.

Eine solche ist wirklich sehr nötig, weil bisher keine von den vielen versuchten⁶ allgemeine Anerkennung gefunden hat. Dem Bedürfnis einer klar unterscheidenden Definition gab erst kürzlich wieder Schrepfer Ausdruck⁷. Wenn auch eine Auseinandersetzung mit den schon bestehenden Definitionen und Erläuterungen innerhalb der folgenden Untersuchung, um sie umfänglich zu entlasten,

⁵ Es ist daher ein Irrtum, wenn diese Einteilung auf Mendöl zurückgeführt wurde, der die städtischen Ringzonen weder mit dem Wachstum noch mit der Geschichte in Zusammenhang bringt, sondern nur mit den Formenunterschieden und mit der Berufsgliederung der Bevölkerung. S. Mendöl, Ung. Jbr. XVI, S. 190—243. Rungaldier in Peterm. Mitt. 1941, H. 6, S. 217 u. r. Tatsächlich enthält keine der Abhandlungen Mendöls, soviel ich sehen kann, die Worte „Einphasig usw.“.

⁶ Siehe Hans Dörries, Der gegenwärtige Stand der Stadtgeographie. Peterm. Mitt., Erg.-H. 209 (H. Wagner-Gedächtnisschr.), 1930, S. 314 ff.

⁷ Großstadtlandschaft und Großstadtmensch. Zeitschr. Rassenkde. XII, 1941, 2./3. H., S. 230/231.

vermieden wird, so muß hier doch, einer späteren ausführlicheren Erörterung vorgreifend, eine schon einmal⁸ gegebene Begriffsbestimmung wieder aufgegriffen werden: Eine Stadt ist eine Siedlung von ungleichartiger (inhomogener) Struktur. Diese Definition ist allgemein gültig: sie trifft für alle Arten der geographischen Auffassung, für die physiologische und die morphologische, für den Bau- und Siedlungskörper ebenso wie für die Bevölkerung zu. Sie gilt aber ebenso in rechtlicher Beziehung, wie die Verwaltung täglich erlebt, in politischer, wirtschaftlicher und funktionaler Beziehung. Ja, man kann behaupten — und das wird einmal ausführlicher zu begründen sein —, daß, eben weil die Funktion der Stadtelemente verschieden ist, auch durch die Vermittlung der verschiedenen Raumansprüche der wirtschaftlichen, politischen und rechtlichen Funktionen die räumliche und daher die geographische Gliederung der Stadt die Verschiedenartigkeit, die Inhomogenität zeigt⁹. Soll nun diese Begriffsbestimmung für alle Zeiten und Völker gelten, so muß nur ein Unterschied nach Städtegenerationen oder nach Zeitaltern gemacht werden; der den Grad der Differenzierung innerhalb des städtischen Einzelwesens erfaßt. Es ist schon längst aufgefallen — und Olbricht hat ihr am schärfsten Ausdruck verliehen¹⁰ —, daß der Begriff Großstadt mit seiner rein zahlenmäßigen Bestimmung („mit mehr als 100 000 Einwohnern“) heute, weil die Zahl der dieser Bedingung entsprechenden Städte außerordentlich groß ist, nicht der Bedeutung entsprechen kann, die früher einer Großstadt zukam, wo die Funktion der Großstadt innerhalb des Volkslebens und Lebensraumes eine andere gewesen sein müsse, daß im 16. Jahrhundert eine Stadt von mehr als 15 000 Einwohnern die gleiche Bedeutung gehabt habe wie heute eine Millionenstadt. Das ist sicher nicht zu bestreiten; ein großer Teil der zivilisatorischen Unterschiede zwischen dem Mittelalter und der Gegenwart liegt eben in der grundverschiedenen Verteilung der Bevölkerung, die im Anwachsen der Großstädte ihre auffälligste Erscheinung erhält, wie auf der anderen Seite in der relativen, zum Teil sogar der absoluten Abnahme der Landbevölkerung. Olbricht hat deshalb sogar selbst von der Vergrößerung der Erde gehandelt¹¹ und damit einen wesentlichen Zug der modernen Bevölkerungsverteilung getroffen. Ganz das Gleiche gilt aber überhaupt von der Unzuverlässigkeit des Stadtbegriffes, sobald man ihn auf verschiedene Zeiten anwenden will. Mit Zahlen kommt man einer so mannigfaltigen Erscheinung, wie es eine Stadt ist, nicht bei, wenn man sich nicht auf den Standpunkt des Statistikers zurückzieht, der alle Siedlungen mit über 2000 Einwohnern in die Gruppe der Städte zusammenfassen muß. Es empfiehlt sich bei derartigen Gliederungen und Unterscheidungen, im allgemeinen immer von inneren Begriffsmerkmalen auszugehen, d. h. von solchen, die in der Begriffsbestimmung selbst als wesentliche Merkmale gefunden wurden. Und das ist in unserem Falle die Inhomogenität (innere Ungleichartigkeit) der Struktur. Der Grad der Ungleichartigkeit, gemessen an der Zahl der nach Funktion und Raumansprüchen verschiedenen Stadtelemente,

⁸ Allerdings an wenig bekannter Stelle: R. Mayer, Die räumliche Gliederung der Stadt Graz. Jahresb. I. B.-Realgymn., Graz 1934, S. 7.

⁹ Das ist in der oben zitierten Abh. schon am Beispiele der Stadt Graz eingehend dargetan.

¹⁰ K. Olbricht, Gedanken zur Entwicklungsgeschichte der Großstadt. Geogr. Z. 1929, S. 461—475.

¹¹ Konrad Olbricht, Der gegenwärtige Stand der Vergrößerung der Erde außerhalb des Deutschen Reiches. Geogr. Anz. 1937, 457—464.

kann als Maßstab genommen werden. Im Grunde gesehen ist diese Unterscheidung schon, wenn auch nicht mit überall verwendbaren Maßstäben und ein wenig schematisch, von Christaller¹² durchgeführt worden; nur daß er schließlich seine Erörterung doch zu sehr auf das Glatteis der Statistik führt. Aber vielleicht ist es besser, hier zunächst noch nicht die Unterscheidung theoretisch abzuleiten, sondern vielmehr aus der kommenden Untersuchung selbst die Unterscheidungsmerkmale zu finden. Die Städtegenerationen müssen an ihren eigenen Wesensmerkmalen, als den Unterscheidungsmerkmalen zwischen Stadt und ländlicher Siedlung, den Einteilungsgrund liefern. Die nach Einwohnerzahlen statistisch getroffenen Abgrenzungen (Zwerg-, Klein-, Mittel-, Groß-, Riesenstadt) könnten m. E., wie sie bisher galten, bestehen bleiben, man würde gegen so alteingewurzelte, bis in die untersten Schichten der Volksbildung gedrungene Unterscheidungen ohnedies vergeblich ankämpfen. Trifft man neue Unterscheidungen, so muß man auch neue Worte dafür einführen.

Ehe in die eigentliche räumlich-regional abgegrenzte Untersuchung eingetreten wird, soll noch eine methodische Bemerkung eingeschaltet werden, die für die folgenden Zeilen von Wichtigkeit, besonders für die Auffassung des Stadtbegriffes ganz wesentlich scheint. Bisher hat die stadtgeographische Literatur bis auf wenige Ausnahmen¹³ nur die Städte als Einzelwesen studiert¹⁴, es wird nötig, darüber hinaus zu allgemeineren Ergebnissen zu gelangen. Dazu ist zunächst weniger eine „Allgemeine Stadtgeographie“ nötig, obwohl auch sie einem Bedürfnisse ohne Zweifel entsprechen würde, sondern es bedarf der Untersuchungen, die sich über größere Räume erstrecken und innerhalb dieser möglichst mit Vergleichen arbeiten. Daraus werden sich Merkmale des geographischen Stadtwesens für größere Räume ergeben und darnach erst sollte man landschaftliche Einteilungen und Großräume verschiedenen Städtewesens erschließen und abgrenzen. Einem ähnlichen Zwecke dienen die folgenden Seiten. Die Forderung der Überwindung der Einzeluntersuchung, der Stadtmonographie, zugunsten einer vergleichenden Städtegeographie, hat aber noch einen anderen Grund, der nicht übersehen werden darf, ja er scheint mir sogar der Hauptgrund für die Notwendigkeit einer andersartiger Auffassung der Stadtgeographie zu sein. Die Stadt ist nämlich nicht nur Einzelwesen, ja sie ist als Einzelwesen noch gar nicht in ihrem eigentlichen Wesen, in ihrer vollen Wirksamkeit erfaßt. Das zeigte sich in den tiefer zupackenden Stadtmonographien schon längst. Jede gründliche Forschung in einer Stadt muß über diese hinaus auf die ländliche Umgebung greifen, um einerseits die Gegensätze zwischen Stadt und Land zu erfassen und andererseits um den Einfluß der Umgebung auf die Formen, die Wirtschaft, die Funktion der Stadt und umgekehrt kennenzulernen. Aber auch diese Feststellungen treffen noch immer nicht den Hauptmangel des bisherigen Standpunktes. Denn die Stadt ist nicht als Einzelwesen aufzufassen. Sie ist nicht ein abgeschlossenes, allein für sich wachsendes Individuum; es ist überhaupt undenkbar, daß eine einzige Stadt in einem Volksraume entstehe und sich allein erhalte. Wenn die Stadt eine feiner differenzierte Siedlung ist — vorläufig soll eine engere Gliederung noch hinausgeschoben werden —, dann kann sie sich nur entwickelt haben durch ein Schwinden der Differenzierung

¹² Walter Christaller, *Die zentralen Orte in Süddeutschland*, Jena 1933.

¹³ W. Christaller, ebd. und *Stadtlandschaften der Erde*, hgg. von Siegfried Passarge, Hamburg 1930 (regional).

¹⁴ S. a. H. Dörries, *Geogr. Jahrbuch* 55, 1940, S. 38.

ihrer Umgebung ^{14a}, die darnach in den differenzierten Bedürfnissen auf die Stadt angewiesen sein muß; die Stadt ist nur eine Agglomeration von differenzierten Stadt-, sowohl Bau- wie Bevölkerungsteilen, sie unterscheidet sich dadurch sofort von der ländlichen Umgebung. Solche Differenzierungen können in einem Volks- und Kulturraume nicht bloß an einem Orte eintreten, sondern ein Volkskörper, der bislang eine gewisse Homogenität oder vielleicht besser: ein inneres strukturelles Gleichgewicht besaß, verliert dieses nicht bloß an einem Punkte, sondern in seinem ganzen Körper. Es kommt noch ein Zweites hinzu: Wenn eine Siedlung sich differenziert, sich also nach einer Richtung aus der Struktur des Volkskörpers heraus entwickelt, dann muß es andere Siedlungen geben, die sich nach einer anderen Richtung hin differenziert entwickeln. Da die Differenzierung ein wesentliches Merkmal, sogar eine wesentliche Ursache aller kulturellen Verschiebungen und Entwicklungen überhaupt darstellt, so muß bei einem Fortschritte zu einem höheren Grade der Differenzierung, den ein Volkskörper macht, diese sich auch an anderen Orten und in anderen Zweigen einstellen. Der Volkskörper ist in so hohem Grade eine Einheit, ein, wenn man will, organisches, ich würde vorziehen zu sagen: ein überorganisches Wesen oder organisches Wesen höherer Ordnung, daß es undenkbar ist, daß sich eine Stadt abgesondert von den anderen zu einem Wesen gestaltet, das ohne Zusammenhang mit den übrigen lebt. Sie muß nach der Landschaft, in der sie liegt, besonders geformt sein, sie ist landschaftsgebunden und durch ihre Formen landschaftsverbunden, aber sie hat auch volklich ihre Erbgüter und in diesen kann sie niemals individuell, sondern nur als Organ eines größeren Körpers gestaltet sein.

I. Die Anfänge des Städtewesens in Mitteleuropa.

Die schwierigste Frage, der wir auf dem Wege der Geschichte des Städtewesens in Mitteleuropa begegnen, ist die, in welcher Zeit und wo das Städtewesen Mitteleuropas seinen Anfang genommen habe. Die Vorstellungen von einer Stadt, die aus der Gegenwart oder aus unserer Kenntnis von den Städten des Mittelalters genommen sind, dürfen dabei freilich nicht angewendet werden, der Begriff muß vielmehr relativ gefaßt werden. Von der Quantität der Bevölkerung muß dabei von vornherein ganz abgesehen werden; darin erweist sich die oben gebildete Definition als fruchtbar; es wird nur die Anhäufung von Menschen verschiedener Tätigkeit und verschiedenen Berufes in Häusern von dadurch bedingter Verschiedenheit der Form als unterscheidendes Merkmal verlangt werden. Aus welchem Baustoffe, in welcher Form, in welcher Anordnung die Wohnbauten erscheinen, wie dicht, wie hoch, wie zahlreich sie sich zu einem Baukörper vereinigen, wie viele Menschen darin wohnen, braucht ebensowenig beachtet zu werden wie die Art der Berufe und Tätigkeiten, die von ihnen ausgeübt werden. Die Differenzierung der zusammengesiedelten Menschen und die daraus hervorgehende Differenzierung ihrer zu einer Siedlung vereinigten Bauten allein soll genügen, um die Siedlung als städtisches Wesen aufzufassen. Dabei zeigt sich ein zweiter Vorteil der obigen Begriffsbestimmung. Denn die Menge der in einer vor- oder frühgeschichtlichen Siedlung vereinigten Menschen ließe sich nur in ganz wenigen Fällen schätzen, während sich ihre Zusammensetzung aus voneinander unterscheidbaren Siedlungselementen schon eher erkennen läßt. Die Ausgrabungen werden und

^{14a} S. a. Otto Brunner, Bürgertum und Städtewesen im deutschen Mittelalter. Wiss. u. Kultur, Bd. III, 1930, S. 156. „Erst mit der Entwicklung der Stadt wird der Bauer zu einem wesentlich agrarischen Stand.“

wurden in den seltensten Fällen so weit getrieben, daß wirklich alle Häuser, Wohngruben, Pfahlbauten aufgedeckt werden; sie werden vielmehr eingestellt, wenn der Ausgräber, der Forscher keine neuen wichtigeren Funde mehr aufzufinden hofft. Selbst die römische Archäologie kann darauf verzichten, alle *cannabae* bloß zu legen, wird aber ihr Augenmerk wohl auf solche Bauten richten, die für die geschichtliche Entwicklung bedeutsam sein mögen oder als Kultur-, Berufs-, als soziale Besonderheiten eine die ganze Siedlung charakterisierende Erkenntnis versprechen. Die hohen Kosten und der große Arbeits- und Zeitaufwand, den die Ausgrabungen erfordern, rechtfertigen diesen Standpunkt.

Diese Vorbemerkungen, die zum Zwecke begrifflicher Klarstellungen vorausgeschickt wurden, zeigen aber auch, wie schwierig unter Umständen die Entscheidung sein muß und daß es nur möglich wird, bei Einsicht in die Originalberichte über die Ausgrabungen zu einigermaßen sicheren Feststellungen darüber zu kommen, ob es sich in einem bestimmten Falle wirklich um eine Stadt gehandelt habe oder nicht. Sie zeigen aber auch, daß die vorgeschichtliche Forschung auch in Mitteleuropa noch nicht so weit fortgeschritten ist, daß etwa über die Zahl der Städte und über die Verbreitung des Städtewesens etwas Sicheres ausgesagt werden dürfte.

Die Frage, ob, wann und unter welchen Voraussetzungen eine vorgeschichtliche Siedlung als Stadt anzusprechen sei, wurde nur von ganz wenigen Vorgeschichtsforschern angeschnitten. Ernst Wahle¹⁵ fand dafür bereits die einzig mögliche Entscheidung: *Urbes* im Sinne der Römer hätten die Kelten und Germanen nicht gekannt. Aber „die Stadt ist weniger ein Begriff der Größe als vielmehr der Wirtschaftsform“. „Eine Stadt stellt dagegen eine Ansammlung von gewerblichen, kulturellen, politischen und geistigen Elementen dar und erscheint als solche erst mit der römischen Kultur auf deutschem Boden. Aber die Keime zu solchen Städten fehlen in vorrömischer Zeit in Mitteleuropa doch nicht ganz. Sie liegen in allen Gewerben, welche ja nicht unmittelbar aus der Bewirtschaftung des Bodens ihre Nahrung ziehen.“ Carl Schuchhardt setzte sich zwar in seiner *Vorgeschichte*¹⁶ mit dieser Frage gar nicht auseinander, erkannte aber ganz deutlich die Abstufung, die von den Burgen bis zu den Städten in gleichartiger Entwicklung führt, und läßt in der Reihe der zahlreichen Einzeluntersuchungen und Beschreibungen ganz wohl den Zusammenhang erkennen, der von den frühesten Zeiten bis zu den mittelalterlichen Städten führt¹⁷. Auch ihm ist nicht die Größe das entscheidende Merkmal, der Sitz der Gauverwaltung auch einer kleinräumigen politischen Einheit gibt nach ihm der Siedlung, worin sie ihren Sitz aufgeschlagen hat, die gleiche Bedeutung wie die königliche Regierung einer Stadt. Franz Leonhard spricht z. B. von den keltischen *Oppiden* Böhmens und Mährens¹⁸ als von befestigten Stadtanlagen und später von Städten und sieht als das wesentliche Merkmal, das diese Siedlungen zu Städten macht, die gewerbliche und Handelstätigkeit ihrer Bewohner an. Es ist also sicher kein ganz ungewohnter Ge-

¹⁵ Ernst Wahle, *Vorgeschichte des deutschen Volkes*. Ein Grundriß. Leipzig 1924, S. 74.

¹⁶ Carl Schuchhardt, *Vorgeschichte von Deutschland*, 4. Aufl., 1939.

¹⁷ Carl Schuchhardt, *Die Burg im Wandel der Weltgeschichte*. Museum der Weltgeschichte. Hgg. v. Paul Herre (1931).

¹⁸ Franz Leonhard, *Kelten und Germanen in Böhmen*. In: *Das Sudeten-deutschum. Sein Wesen und Werden im Wandel der Jahrhunderte*. Festschr. z. 75-Jahr-Feier d. V. f. Gesch. d. Dtn. in Böhmen, Bd. I, S. 1—38.

sichtspunkt, der hier, um die Wurzel des Städtewesens in Mitteleuropa aufzusuchen, eingenommen wird. Man wird z. B. die gewonnene Gewißheit, daß in einer Siedlung Sklaven neben freien Bauern gehaust und gearbeitet haben, nicht als städtisches Merkmal beanspruchen, denn die Sklaven geben weder dem einzelnen Hause noch der ganzen Siedlung eine Besonderheit in der äußeren Erscheinung, in der geographischen Anordnung, in der räumlichen Gliederung, sie unterscheiden das Dorf nicht von der Stadt. Selbst die besonders reiche Ausstattung eines Grabes kann dazu nicht ausreichen, kann nicht als das Merkmal einer ständischen Gliederung angesehen werden, weil aus ihr noch nicht hervorgeht, ob dem unzweifelhaften Vermögensunterschied auch eine berufliche und eine Differenzierung in der Tätigkeitsart zugrunde liegt, die eine räumliche, d. i. geographische Verschiedenheit bedingt, und weil solche Ausstattungsschwankungen in allen Gräberfeldern vorkommen¹⁹. Auch Schmidt gebraucht den Ausdruck „stadtähnliche Siedlung“ für den Hauptort der Ubier, das oppidum Ubiorum, das nachmalige Köln²⁰.

Nur noch wenige Sätze zur Klarstellung des Stadtbegriffes, ehe in die Erörterung der Entstehung des Städtewesens in Mitteleuropa eingetreten wird. Es soll sich um die wesentlichen Merkmale einer städtischen Siedlung handeln; welche Siedlungselemente bezeichnen mit Sicherheit eine städtische Siedlung? Ein sehr häufiges, zu allen Zeiten und in fast allen Kulturen auftretendes differenzierendes Bevölkerungselement sind die kultischen, in der christlichen Zeit die kirchlichen Stadtelemente. Da die kultischen Bauten einem allgemein menschlichen Bedürfnis entsprechen, sind Heiligtümer eine sehr häufige Erscheinung in aufgedeckten Siedlungen, so häufig, daß jeder Forscher bei der Arbeit mit dem Spaten an einer bloßzulegenden Siedlung darnach trachtet, die kultischen Gebäude anzutreffen und aufzudecken. Ein solches Heiligtum kann deshalb kaum als das Merkmal einer differenzierten Siedlung angesehen werden. Nur in der Zeit der ersten Verbreitung des Christentums könnte eine Urfarre wohl als städtisches Element angesehen werden, weil die Lage einer Siedlung an einem Straßenknotenpunkte für die Verbreitung der neuen Religion als günstig angesehen werden mußte und die ersten Priester daher solche Punkte mit Vorliebe aufgesucht haben werden, die dann natürlich auch als Handelsmittelpunkte sich schon entwickelt haben dürften. Aber mit Sicherheit kann auch für sie der städtische Charakter nicht angenommen werden. Das Beispiel der ersten karolingischen Bistümer in Sachsen ermuntert zur Annahme bereits vorhandener, mehrfacher Differenzierung. Aber kann, was für die westfälischen Bischofsorte gilt, auch für die Urfarren zu B. in Steiermark gelten? Deshalb soll von solchen möglichen Voraussetzungen einer städtischen Siedlung im folgenden ein möglichst sparsamer Gebrauch gemacht werden.

Für die vorgeschichtlichen Siedlungen liegen die von der Forschung gebotenen Voraussetzungen besonders ungünstig, weil die Forscher mit dem Spaten lange Zeit hauptsächlich auf die Erforschung von Gräberfeldern ausgingen. Das hatte seine Berechtigung in der Sitte vorgeschichtlicher Kulturen, den Begrabenen, bzw. Verbrannten Gegenstände des täglichen Gebrauches oder ihres Vermögens mit ins Grab zu geben; Gegenstände, aus denen die Art und Höhe der Kultur dann erschlossen werden konnte. Erst in den letzten Jahrzehnten brachen die Spatenforscher mit dieser Forschungsrichtung. Deshalb ist die Zahl der vollständig aus-

¹⁹ Wie Ludwig Schmidt, Die Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung. Die Westgermanen, II. Teil, 1. Lieferung, 2. Aufl. (1940), S. 116, zu dem „Fürstengrabe“ von Haßleben treffend bemerkt.

²⁰ Ebd. II, 1, S. 211.

gegrabenen Siedlungen sehr gering. Nun läßt sich ja doch aus manchen Gräberfeldern, z. B. aus denen von Hallstatt, auf differenzierte Siedlung schließen, das ist aber doch nur bei solchen der Fall, die bereits eine solche Höhe der Kultur erreicht hatten, daß die Gegensätze oder Unterschiede in der Bevölkerung sehr stark hervortraten.

Man muß in der Vorgeschichte Mitteleuropas der Gegenwart sehr nahekommen, um zu deutlichen Stadtmerkmalen zu gelangen. Es erscheint zwar in der Megalithkultur eine relativ große Siedlung in Norddeutschland in Dohnsen bei Celle, die nach der Verbreitung der Topfscherben eine Fläche von 30 000 qm bedeckt haben dürfte²¹, die Größe der Siedlung gibt aber, wie schon betont, keinen Anhaltspunkt. Selbst die noch größere Siedlung von Buch bei Berlin (mehr als 35 000 qm) wird von ihrem Ausgräber Dr. Albert Kieckebusch mit Recht als Dorf bezeichnet²², weil sie — ganz abgesehen von der im Vergleich zu heutigen Dörfern doch geringen Flächengröße (etwa 190 : 190 m) — in ihrem wirtschaftlichen Aufbau rein landwirtschaftliche Züge hat (Ackerbau und Viehzucht neben ein wenig Fischfang). Selbst der für die Fleischverwertung besonders vorgesehene Raum kann noch keine Differenzierung bedeuten. Auch die neolithische Siedlung von Köln-Lindenthal, von deren 185 ermittelten Grundrissen auf die Blütezeit, die jüngste Dorfsiedlung, etwa 35 Hütten mit errechneten 250 bis 350 Menschen entfallen, ist rein bäuerlich und läßt nirgends den Schluß auf eine berufliche, wirtschaftliche oder Ständegliederung zu²³.

Schwieriger wird die Entscheidung vor der der Spätlausitzer Kultur angehörenden Semnonenburg bei Lossow, der Vorläufersiedlung von Frankfurt an der Oder. Denn in ihr gibt es Charaktere der Wehrfunktion in prächtiger Lage auf einer Terrasse auf dem Westufer über der Oder, an einer Stelle, wo bei der Gunst der Flußenge der West-Ost-Verkehr von den West- zu den Ostgermanen den Fluß überschreiten mußte; dazu scheinen die zahlreichen mit Tier- und Menschenresten angefüllten Opfergruben auf einen sehr starken Opferbetrieb hinzudeuten. Da dieser Befund nun zum Berichte des Tacitus von dem heiligen Haine der Semnonen paßt, worin alle Jahre gemeinsame Opferfeste mit barbarischen Opfern gefeiert wurden²⁴, konnte die Annahme einer komplexen Siedlung wohl auftauchen. Aber nicht die priesterliche Funktion, die hier ausgeübt wurde, sogar in besonders zentraler Art, gibt ihr die ausschlaggebende Differenzierung, denn die Germanen besaßen keinen Priesterstand von dauernder Funktion — sie trat auch in der Semnonenburg nur einmal jährlich in Wirksamkeit^{24a} —, sondern die Verbindung mit der Gauverwaltungsaufgabe und mit der zu vermutenden Handelstätigkeit gibt die Berechtigung zur Annahme eines zentralen Ortes, der diese Stelle vor anderen

²¹ Carl Schuchhardt, Vorgeschichte, S. 66.

²² Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin. Bücherreihe „Deutsche Urzeit“, Bd. I, 1923.

²³ Werner Buttler und Waldemar Haberey, Die bandkeramische Ansiedlung bei Köln-Lindenthal. Römisch-germanische Forschungen, Bd. 11, 1936.

²⁴ Tacitus, Germania, S. 39.

^{24a} Durch einen Jahrmarkt entsteht noch keine Stadt. Jahrmärkte versammeln auch in Gegenden niedriger Kultur tausende, ohne daß eine Stadt entstünde. Die Wochenmärkte sind jünger als der Jahrmarkt. (Gustav Schmoller, Deutsches Städtewesen in älterer Zeit. Bonner staatswiss. Unters., H. 5, 1922, S. 47.)

ausgezeichnet haben kann²⁵. Das wären also die ältesten bisher gefundenen städtischen Wurzeln: der Handel und die Gauverwaltung.

Wie aber steht es mit der gewerblichen Differenzierung, der Niederlassung besonderer Handwerker? Da ist die spätneolithische, bandkeramische Siedlung auf der Alteburg bei Arnstadt, in der mit Sicherheit eine Feuersteinwerkstatt festgestellt werden konnte²⁶. Das wäre ein viel älterer Ansatz, es fehlt nur leider die Siedlung dazu, die man sich wohl auf den Abhängen der Burg rings um die Befestigung denken kann; aber vorläufig ist keine gefunden. Hier sind also wohl Ansätze zur Gliederung der Gesellschaft anzunehmen, aber von einer Stadt zu sprechen, scheint mir doch noch nicht am Platze zu sein, weil vor allem noch die Kenntnis fehlt, ob die Bearbeiter des Feuersteines nicht selbst bäuerliche Menschen waren. Man wird sich also bescheiden, in der Semnonenburg den größten zentralen Ort der Germanen zu sehen, der ungefähr im 8. oder 7. Jahrhundert v. d. Ztr. angelegt wurde. Die mit ihr vergleichbaren slawischen Wallfahrtsburgen Rethra und das noch spätere Arkona sind mehr als ein Jahrtausend jünger.

Einfachere Gauburgen als die der Semnonen gibt es auch in der Spätlausitzer Zeit schon in größerer Zahl (Goburg bei Soden an der Werra, Dersaburg bei Damme im südlichen Oldenburg, Osterburg bei Rinteln an der Weser, Lübbecke im Wielengebirge, die Grotenburg bei Detmold²⁷). Allein selbst wenn diese Burgen auch noch eine Kultstätte gehabt haben sollten, wie wohl bei manchen anzunehmen ist, so wird bei dem bäuerlichen Charakter der damaligen Gaufürsten doch nicht der Anlaß gegeben sein, von einer Stadt zu sprechen. Geradeso verhält es sich mit den zahlreichen Burgwallanlagen aus ältesten, älteren und jüngeren Zeiten vom Neolithikum bis vor die geschichtliche Zeit und bis zu den Sachsenburgen.

Bei den Germanen, von denen Tacitus schon berichtet, sie hätten das Wohnen in Städten verabscheut, worunter er freilich etwas anderes verstand, als hier gemeint ist, dürfte man also nach vollentwickelten Städten vergeblich suchen, wenn auch, wie schon Wahle feststellte, Ansätze zu einer Differenzierung vorhanden waren. Die ersten Bringer städtischen Wesens waren auf dem Boden des heutigen Mitteleuropas ohne Zweifel die Kelten. Caesar nannte ihre Burgen in Gallien „oppida“. Sie hatten alle so ziemlich den gleichen Charakter und, was uns hier besonders interessiert, auch eine nach gleichen Gesichtspunkten ausgewählte Lage, die übrigens an die Alteburg und an die Semnonenburg erinnert. Ein Inselberg, der allseits, oder ein Bergsporn, der wenigstens nach mehreren Seiten hin steil abfällt, ist zur Wehr besonders geeignet, gewährt nicht nur Kriegern und der Bevölkerung in Feindesgefahr guten Schutz. Innerhalb der Umwallung entwickelt sich auch das Gewerbe und auf eigens ausgespartem Platze ein Markthandel. Da die Kelten nicht nur als tüchtige Krieger, sondern als besonders des Bergbaues kundig und gewerbefleißig geschildert werden, besaßen sie die Voraussetzungen zur Schöpfung einer städtischen Siedlung.

Für die Anlage dieser Burgenstädte waren Inselberge, steile Bergsporne, Umlaufberge mit ihrer hervorragenden Schutzgelegenheit, und zwar zum Schutze der darin geborgenen Bevölkerung und der darunter hinlaufenden Straße als der Linie des Verkehrs, ganz besonders geeignet. Die Städte in Gallien (Bibracte, Gergovia,

²⁵ Carl Schuchhardt, Vorgeschichte, S. 165/166. — Ders., Die Burg im Wandel der Weltgeschichte, S. 124/125.

²⁶ Dr. Erich Caemmerer, Die Alteburg bei Arnstadt. Ein Beitrag zur Kenntnis der Vorgeschichte Thüringens. Mannus-Bibliothek Nr. 37, 1927.

²⁷ Carl Schuchhardt, Vorgeschichte, S. 148 ff.

Alesia, Uxellodunum) sind Musterbeispiele dafür²⁸; immer ist es der Kalk, der mit seinen Steilabfällen die besondere Eignung bot. Auch Süddeutschland hat mit seinen Kalkstufen ähnliche Voraussetzungen, aber auch dort sind wie in Frankreich die Ausgrabungen noch weit hinter den Wünschen zurück. Auch ist vielleicht mit diesen Burgstädten die Zahl der Oppida oder der Großsiedlungen differenzierten Charakters noch gar nicht erschöpft. Denn man wird immer daran denken müssen, daß manche der städtischen Siedlungen, wenn sie nicht auf solcher Bergeshöhe lagen, sondern unten im Tale, nicht aufgegeben wurden, wie in Frankreich etwa die Siedlung Avaricum der Bituriger, die im heutigen Bourges aufgegangen ist.

Diese Städte haben alle untereinander große Ähnlichkeit in der Lage, wie sie z. B. Caesar für Alesia beschreibt, sie haben alle eine starke Befestigung und der Bergbau auf Eisen, Gold, Silber, Kupfer und die Verarbeitung der Metalle sind für alle bezeugt. Sie gehören auch alle etwa in die gleiche Zeit, die letzten Jahrhunderte v. d. Ztr., und sind also als eine Städtegeneration gut von ihren Nachfolgestädten zu trennen und als die keltische Städtegeneration zu bezeichnen. Es müssen jetzt nur noch die wesentlichen Merkmale herausgehoben werden; das ist wichtig, weil die Unterscheidung von den römischen und griechischen Städten, denen sie räumlich benachbart sind und mit denen sie in ihrer Entwicklung zusammentreffen, notwendig sein wird.

1. Das auffälligste geographische Merkmal, worin die keltischen Oppida übereinstimmen, ist ihre Lage auf steilen Inselbergen, steil abfallenden Bergspornen, die oft durch einen Hals vom übrigen Gebirge getrennt sind, manchmal auf einer Rückfallkuppe noch eine besonders befestigte Burg tragen. Fast an allen führen wichtige Durchgangslinien vorbei, die sie jedenfalls zu schützen hatten; die Nähe bedeutender Bodenschätze, wie sie damals für die Kelten nutzbar waren, ist ebenfalls für viele sicher.

2. Alle Oppida sind durch eine zwei- oder dreifache Umwallung oder Mauerung befestigt. Der Grundriß der Umwallung ist den Bergformen angepaßt, auf den Bergspornen meistens dreieckig. Gegen das übrige Gebirge oder den Hals des Insel- oder Umlaufberges hin ist die Befestigung besonders stark.

3. Die Differenzierung läßt zwar die Gliederung in besondere Stände nicht mit Sicherheit annehmen. Indessen müssen viele von ihnen Sitze von Gaurfürsten gewesen sein; Heiligtümer sind sehr häufig. Besonders ist der Einbau von Schmelzöfen in die Mauern der Wohnhäuser ein Zeichen, daß ein Teil der Bevölkerung sich nicht bloß mit landwirtschaftlichen, d. i. Ernährungsaufgaben, befaßte, sondern durch die Verwertung mineralischer Bodenschätze von ihren Mitbewohnern unterschied. Eine völlige Schichtung oder Standesgliederung könnte also wohl noch fehlen, aber die Ansätze zur Entstehung von Berufsständen sind vorhanden.

4. Gerade der Bergbau ist als differenzierendes städtisches Element, wie es scheint, ein besonderes Kennzeichen der keltischen Städtegeneration. Und zwar werden Eisen und häufig auch Gold, wahrscheinlich auch Graphit (zur Verarbeitung in den graphitreichen Tonwaren) auf einfache Weise gewonnen, wahrscheinlich auch in den Handel gebracht, der zwischen den keltischen

²⁸ Pläne in Schuchhardt, Burgen, S. 136/137, Abbn. 122—125 und 127. S. a. die Beschreibung von Alesia bei Caesar, bell. gall. VII, 68.

Oppiden, aber auch im Verkehr mit dem Auslande recht lebhaft gewesen sein kann²⁹. Das Gold wird zur Prägung von Münzen verwendet.

Die Verbreitung dieser städtischen Kultur, die auf die Wanderung der Kelten ungefähr seit dem 5. Jahrhundert v. d. Ztr. zurückzuführen ist, gibt ein sehr bezeichnendes Kartenbild (s. Anhang I und Karte I). Sie reicht vom Atlantischen Ozean bis zum Schwarzen Meere und beherrscht diese Ausdehnung in einem breiten Streifen, der von Gallien her über den Rhein in den Donauraum eintritt, diesen Fluß zu beiden Seiten bis zum Pannonischen Becken begleitet, dessen innere Tiefebene in dem umwallenden Gebirgsraume umzieht, ohne selbst darein einzudringen, und über den Karpatenwall fast das Schwarze Meer erreicht. Die keltische Wanderung durchzog im 3. Jahrhundert bekanntlich die Südosthalbinsel und endigte in Kleinasien. Die Nordgrenze dieses Kulturgebietes bildeten das Rheinische Schiefergebirge, der Thüringer Wald und die gebirgige Nordumrahmung von Böhmen. Seltsamerweise drang gerade vom heutigen Mähren das keltische Städtewesen nicht über die Mährische Pforte nach Norden. Verkehrsbeziehungen nach Schlesien bestanden zwar; wie es scheint, drangen Boier aus Böhmen dorthin vor³⁰; aber Oppida wurden bisher dort nicht gefunden. Die nördlichen Teile des karpatischen Gebirgsbogens trennten die keltische Stadtkultur scharf ab. Südlich von der Donau ist die Zahl der keltischen Oppida gering. Im bairischen Alpenvorlande mögen wohl manche innerhalb des Limes unter römischen Kastellen, Lagern und Städten überbaut liegen und auch außerhalb derselben noch unbekannt geblieben sein. In die Alpenländer drang diese Kultur nur wenig ein. In Tirol scheint überhaupt jede Spur von ihr zu fehlen³¹. Wenigstens in die östlichsten Alpen lockten sie die Bergschätze (Hallstatt: Salz; Götschenberg: Kupfer; Noreia: Eisen). Im weiten östlichen Mitteleuropa sind die Fundorte noch zu dürftig, um hier mehr zu sagen, als daß sie auch dort die Nähe der Metallfunde aufsuchten. Die Leitlinie des breiten Streifens ist die Donau, die ihnen wohl als Verkehrsweg gedient haben wird. Denn für ihre reiche bergbauliche und gewerbliche Tätigkeit bedurften sie des Handels, wie ihre Städte wohl auch selbst untereinander in beständiger Verbindung gestanden haben müssen. Davon zeugen auch die Goldmünzen, die sie, zuerst die römischen nachahmend, später in eigener Form prägten³².

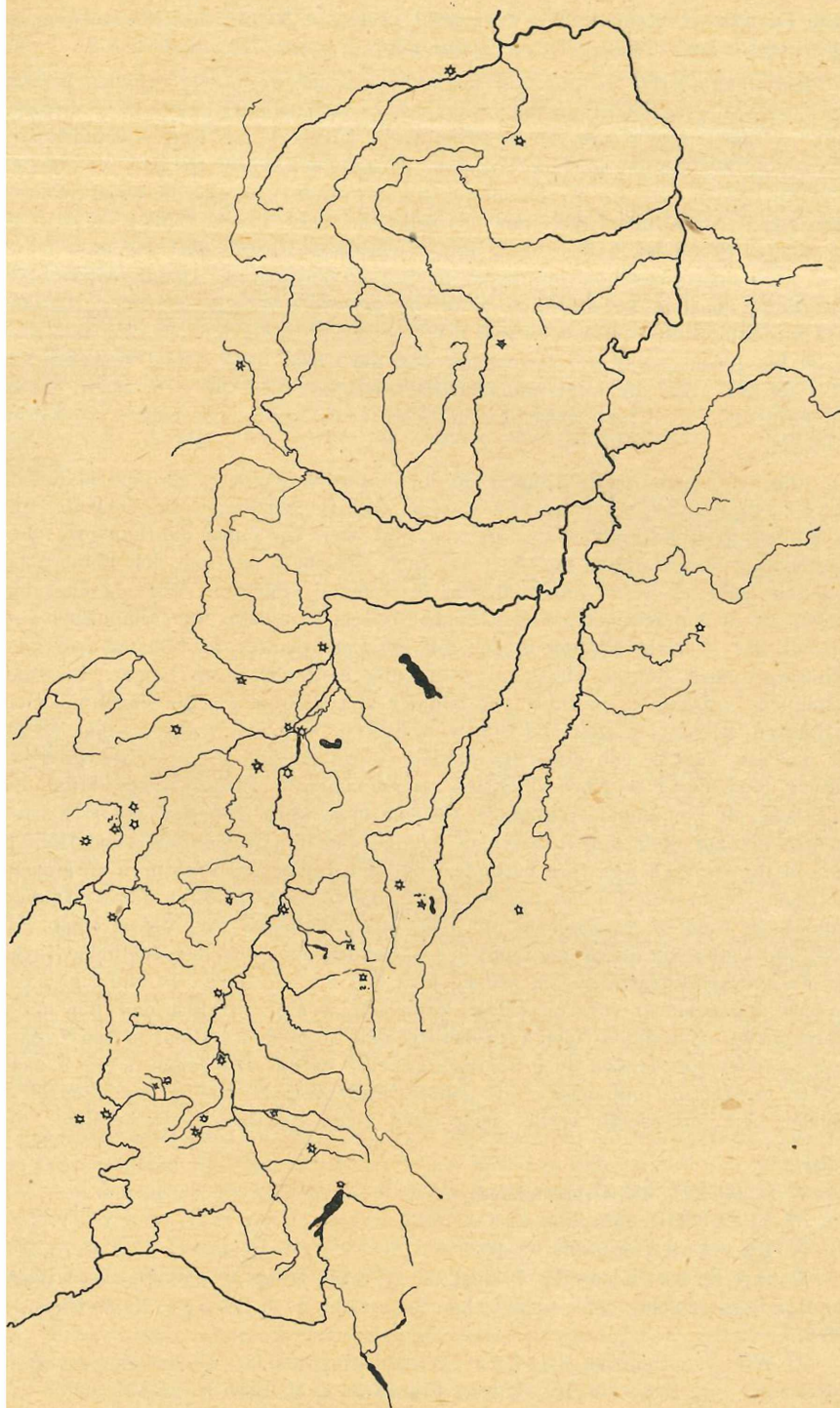
Die Hauptachse dieses ganzen Städtesystems, das gewiß noch viel dichter war, als wir heute wissen, bildete die Donaulinie, jene bewegungsschwache Mittelzone zwischen den Alpen und dem deutschen Schollenlande, die seit der ersten Mediterranstufe als Senkungsgebiet die wichtigste West-Ost-Verbindung durch das

²⁹ Paul Reinecke, Bodendenkmale spätkeltischer Eisengewinnung an der untersten Altmühl. 241/25. Ber. röm.-germ. Komm. 1934/35, S. 128—228. — P. Weiershausen, Eisenhütten Deutschlands. Mannus-Bibliothek Nr. 65, 1939, bes. S. 82—87 und 172 ff., 210 ff.

³⁰ Martin Jahn, Die Kelten in Schlesien. Quellenschr. z. ostdn. Vor- und Frühgeschichte. Hgg. v. Seeger. Bd. I, 1931.

³¹ Wenn nicht die Grabung bei Vill (nahe Igls-Innsbruck) etwa ein keltisches Oppidum ergeben sollte. Die Veröffentlichung darüber steht noch aus. Oder die auf dem Goldbühel oder bei Birgitz? (O. Menghin, Urgeschichtl. Feldforschungen in Nordtirol. Wr. präh. Z. 26, 1939, S. 35—46.

³² Karl Pink, Die Goldprägung der Ostkelten. Wiener Prähist. Zeitschr. XXIII, 1936, S. 8—41.



Karte I. Die keltisch-illyrisch-dakischen Oppida.

Nach der in Anhang I genannten Literatur.

Es wurden nur diejenigen Oppida eingezeichnet, von denen der Stadtcharakter mit Sicherheit angenommen werden kann. Einige, die wahrscheinlich mitgezählt werden sollten, wurden mit Fragezeichen versehen. Munkatsch sollte auch ein Fragezeichen erhalten.

ganze Europa vorzeichnet. Sie wird wohl auch den Kelten den Wanderweg gezeigt und sie nach Osten geleitet haben. (Vgl. a. Karte III auf S. 47.)

Die Donanfurche ist auch am stärksten mit den keltischen Oppiden besetzt. Am Mittelgebirgsrande gegen die Donauebene (Alkimoennis, Bogensberg, Boiodurum), in Ober- und Nieder-Donau (Freyenberg, Kirnberg bei Linz, Leopoldsberg, Braunsberg bei Hainburg und Thebener Kogel) bewachen sie die wichtigsten Donauübergänge dort, wo der Strom aus engen Pforten tritt und die bedeutendsten Querstraßen (Bernsteinstraße!) ihn überschreiten. An diesen Linien müssen sie viel dichter gestanden haben; denn dort, wo man am besten über sie unterrichtet ist, d. i. im außerrömischen Germanien, im Bayern nördlich der Donau, beträgt ihre Entfernung voneinander ungefähr, ganz roh gemessen — eine genauere Messung wäre vorläufig sinnlos, schon wegen der Unkenntnis der Wege, die sie einhielten —, 80 bis 100 km. Nur der Hesselberg und die Gelbe Bürg liegen einander viel näher (30 km). Auf die Regierungsbezirke Oberpfalz, Niederbayern, Ober-, Mittel- und Mainfranken mit fast 51 000 qkm entfallen acht Oppida, also eines auf 6000 bis 6500 qkm.

Die keltischen Oppida können für ihr Verbreitungsgebiet als eine besondere Städtegeneration betrachtet werden, weil sie gut gegen die Vorläufer und Nachfolger nach Merkmalen abzugrenzen sind, weil vor ihnen Jahrhunderte ohne Städtewesen vorausgingen und weil sie auch außerhalb des von den Römern besiedelten Gebietes keine unmittelbaren Nachfolger erhielten. Wie sie zugrunde gingen, ist in der seltensten Fällen nachzuweisen. Hradisko war schon eingegangen, als der römische Einfluß in der auf die Latènekultur in Böhmen folgenden Pičhorazeit nach Mähren eindrang. Stradonitz hielt sich noch länger. Die Markomannen verdrängten die Boier aus Böhmen und Mähren. Da die Germanen nicht in Städten wohnten, gingen die Städte wohl ein. Von den Markomannen wissen wir nur aus Tacitus von einer Hauptstadt, worin Marbod regierte, sie wird von Ludwig Schmidt in Nordostböhmen angenommen³³. Dieses Maroboduum, das bei Strabo als Bouiaimon erscheint³⁴, sei eine feste Burg gewesen, von römischen Baumeistern aus Stein und Holz erbaut worden und fremde Kaufleute und Händler seien in ihr von nah und fern besonders aus den römischen Provinzen zusammengeströmt. Wenn also Tacitus berichtet³⁵, die Germanen hätten das Zusammenwohnen in Städten verabscheut, so trifft das zumindest für diesen einen Fall nicht zu. Und wenn durch das Land der Germanen doch eine beträchtliche Anzahl von Fernverkehrsstraßen liefen, wie sie jetzt von Schuchhardt und Sprockhoff³⁶ angenommen werden, selbst wenn nur wenige Straßen und nur einem Warentausch ohne geldartiges Tauschmittel den Germanen gedient hätten³⁷, dann muß es an diesen Straßen doch Rastorte gegeben haben. Die schon in der Bronzezeit so vortrefflich und massenhaft geübte Waffentechnik, die in der Eisenzeit in gleicher Art fortgesetzt wurde, setzt auch einen gewissen Verkehr unter den

³³ L. Schmidt, Ostgermanen, S. 79.

³⁴ Strabo, Geographica Z, 3 c. 290.

³⁵ Tacitus, Germania, c. 16.

³⁶ Carl Schuchhardt, Prähist. Z. 17, 1926, S. 124 f., und Sprockhoff, Zur Handelsgeschichte der germanischen Bronzezeit, auch Hoops, Reallexikon IV, 390 ff.

³⁷ Wie jetzt Heinrich Bechtel (Wirtschaftsgeschichte Deutschlands von der Vorzeit bis zum Ende des Mittelalters, Frankfurt a. M. 1941, S. 41—47) will.

germanischen Landschaften voraus³⁸. Diese Erwägungen führen doch auf den Schluß, daß einfach differenzierte Siedlungen bei Germanen bestanden haben müssen, und Tacitus mag nur im Sinne der römischen Mittelmeerstadt mit ihrer Engräumigkeit recht gehabt haben. Gleichwohl muß festgestellt werden, daß eine Stadt auch in dem Sinne einfacher Differenzierung eben noch nicht gefunden wurde und daher hier nicht zur Grundlage der Betrachtung gemacht werden kann. Diese Differenzierung besteht aber nach den bisherigen Funden nur darin, daß ein Teil der germanischen Bauern, da und dort eine Gruppe, vielleicht auch sehr viele sich auf die Metallverarbeitung verstanden. Sie bauten aber oft keine eigenen Schmelzhütten, sondern die Schmelzherde in die Wände ihres Wohnhauses ein. Die Differenzierung war noch nicht eine geographische Aufteilung von Berufsgruppen in einer Siedlung, sondern nur eine Differenzierung der bäuerlichen Tätigkeit durch eine Hausindustrie.

Übrigens sind wenigstens in der römischen Kaiserzeit (Ende des 2. Jahrhunderts) Städte, auch von den römischen Quellen so genannt, für die Markomannen und Quaden bezeugt, die darin ihre Märkte und Versammlungen abzuhalten pflegten³⁹.

Sei aber dem wie immer, das Gefälle städtischer Kultur ging gewiß bis in die römische Kaiserzeit von Süden nach Norden, und zwar nicht in allmählichem Übergang, sondern mit deutlichen Gefällsstufen an den Grenzen der Römer gegen Illyrien und Kelten und an den Grenzen des keltischen gegen den germanischen Siedlungsbereich.

II. Die römisch-mediterrane Stadt.

Das keltische Städtewesen war unabhängig von der römischen Kultur, und ehe die Gallier mit den Römern zusammengekommen waren, erwachsen. In den keltischen Städteraum brach mit der erobernden und pazifizierenden Tätigkeit des Augustus das römische Städtewesen ein. Im allgemeinen übernahmen die Römer die Städte der Kelten nicht, deshalb gingen zahllose von diesen städtischen, differenzierten Siedlungen ein, auch ohne daß sie von den Römern zerstört wurden, einfach dadurch, daß die Römer neue Städte gründeten. Sie suchten andere Standorte, bauten ihre Straßen nicht nur besser, sondern verschoben auch deren Linien und brachten andere differenzierende Elemente mit.

Die römische Kultur war in diesen Zeiten schon verstädtert, die ausgeschiedenen Soldaten gingen nicht mehr auf eine Bauernscholle oder in den Bürgerstand zurück, sondern ließen sich in den Städten nieder, in denen sie gedient hatten. Die Römer selbst wollten überhaupt nicht mehr außerhalb Italiens leben und gingen in die Provinzen nur als Beamte und Offiziere und bauten sich dort eine Villa inmitten eines großen Landgutes, das sie sich erwarben. Die bäuerliche Siedlung kannten sie kaum mehr. Für die Truppen bauten sie Castra, Kastelle verschiedener Größe, aber doch nur nach wenigen, gleichsam normierten Mustern. Aus den Verwaltungssitzen entwickelten sich ebenso wie aus den Lagern die römischen Städte in den neuen Provinzen. Andere Arten von städtischen Siedlungen hatten sie kaum; nur in ihrer spätesten Zeit konnte man noch die Bischofssitze zu den Städten zählen. Damit ist der Umfang umschrieben, für welchen der Begriff der Stadt in den römischen Jahrhunderten noch gelten kann. Sie zerfallen in Lager-

³⁸ Auch dann, wenn nur Tauschhandel getrieben wurde, H. B e c h t e l, a. a. O., S. 70—74.

³⁹ N i s c h e r, Römer in Österreich-Ungarn, S. 108.

städte und bürgerliche Städte. Die römische Verwaltung zeichnete die bedeutenderen Siedlungen durch den Titel „Municipium“, die größten als „Coloniae“ aus. Darnach ergab die Erfahrung bei der Durchsicht des Materials, daß Kastelle im allgemeinen kein städtisches Dasein begründeten, weil die Zahl der darin stationierten Mannschaft zu gering und der bürgerliche Ansatz daran zu klein war. Wenn aber in einer Siedlung, auch einer bürgerlichen, eine ganze Legion lag, war anzunehmen, daß die Cannabae so zahlreich, der bürgerliche Ansatz von Handwerkern, Kaufleuten, Pensionisten so stark war, daß daraus ein richtiges Städtewesen auch in dem hier vorgeschlagenen Sinne notwendig entstehen mußte. Denn eine so große Anzahl von Soldaten machte eine von den Einkünften der Soldaten und ihrer Familien lebende bürgerliche Schichte nötig.

Als Quellen zur Erhebung des Stoffes im einzelnen dienen: Arnold Schöber, *Die Römerzeit in Österreich*, Baden bei Wien 1935. — Dr. Friedrich Wagner, *Die Römer in Bayern*, München 1924. — Dr. Ernst Nischer, *Die Römer im Gebiete des ehemaligen Österreich-Ungarn*, Wien 1923. — Dr. Eduard Nowotny, *Vom Donau-Limes*. Anz. Akad. Wiss. Wien, phil.-hist. Kl., 62. Jg., 1925, 1926, S. 89—142. — Richard Heuberger, *Rätien im Altertum und Frühmittelalter*. Forschung und Darstellung, Bd. I (Schlernschriften. Veröff. Landeskde. Südtirol, hgg. v. R. v. Klebelsberg, 20, 1932). — Ders., *Das Burggrafenamt im Altertum*. Ebd. 28, 1935. — Ders., *Vom alpinen Osträtien zur Grafschaft Tirol. Die raumpolitische Entwicklung einer mittelalterlichen deutschen Grenzlandschaft*. Ebd. 29, 1935. — Felix Stähelin, *Die Schweiz in römischer Zeit*, 2. Aufl., hgg. v. d. Stiftung von Schnyder-Wartensee, Schwabe, Basel 1931 (Schriften der genannten Stiftung Nr. 25). — Ernst Howald und Ernst Meyer, *Die römische Schweiz. Texte und Inschriften mit Übersetzung*. Zürich (1940). — Ernst Stein, *Die kaiserlichen Beamten und Truppenkörper im römischen Deutschland unter dem Prinzipat* (Beitr. Verwaltungs- u. Heeresgesch. von Gallien und Germanien I, Wien 1932). — Die österreichischen Jahreshefte des Arch. Inst. Wien. — Die unter den Namen der römischen und griechischen Städte laufenden Art. in PWRE. und der Art. Städtebau ebd. — Die verschiedenen archäologischen Führer, die stadtgeographische und stadtgeschichtliche Literatur.

Die Verbreitung der römischen Städte. Sie beschränkte sich auf das Gebiet des römischen Reiches. Darüber hinaus gab es zwar römischen Handel, auch römische Steine, Münzenfunde, in Niederdonau und Mähren sogar Kastelle, wie z. B. das Kastell an der Vereinigung der Flüsse Igel, Schwarzach und Thaya, aber römische Städte waren das nie. Darin liegt in der Verbreitung auch ein großer Unterschied gegenüber der griechischen Stadt, die außerhalb der griechischen Staaten und selbst außerhalb des geschlossenen griechischen Volksgebietes auf völlig fremder Erde griechische Kultur und griechisches Städtewesen vertrat. Römische Städte reichten tatsächlich nur so weit, als römische Soldaten mit Standlagern gelangten.

Die Verteilung der römischen Lagerstädte und bürgerlichen Städte ist deutlich zweckbedingt. Die römischen Städte an der Reichsgrenze sind ausnahmslos Lagerstädte, auch wenn sie an einer noch so bedeutsamen Brücken- oder Straßenkreuzung lagen, die dort auch eine Handelsniederlassung erzeugte oder schon früher erzeugt hatte. Ihr Kennmal ist die das Lager umgebende Mauer und der immer gleichbleibende Grundriß im Inneren mit dem Prätorium in der Mitte und den davor sich kreuzenden Lagerstraßen. Auch die Ausmaße der Militärlager waren gewohnheitsmäßig eingehalten (normiert). Ein Lager allein gab ebenso wenig eine

Stadt wie heute eine reine Industriesiedlung. Das zugehörige Lagerdorf war, wenigstens bei den größeren Städten, auch nach Inseln gegliedert und in dem gewohnten Rechteckschema angelegt. Die darin gefundenen städtischen Kennbauten sind in Abstufungen überall die gleichen, Thermen fehlen nie, Amphitheater gehören fast zum städtischen Charakter. In Lauriacum stand auch ein Truppenhospital⁴⁰ (Valetudinarium). Bühnentheater waren verhältnismäßig selten.

Die bürgerlichen Siedlungen haben regelmäßig wenigstens ein Forum, oft auch ein Kapitol. Das Forum bildet die Mitte der in rechtwinkligen Straßenkreuzungen aufgeteilten Häuserinseln, die gefundenen Heiligtümer bezeugen den Kult des Kaisers als des Vertreters des Reichsgedankens und der römischen Staatsgottheiten, die mit einheimischen Gottheiten verschmolzen, also des Jupiter opt. max. Dolichenus (aus Doliche) oder der Isis Noreia in Noricum. Für besondere Differenzierung spricht die gelegentlich durch Funde bezeugte Verehrung von Gottheiten beruflicher Bevölkerungsgruppen wie der Nemesis (immer in den Amphitheatern). Dazu die Kulte der aus dem Orient eingewanderten oder eingeführten Gottheiten, von denen in Mitteleuropa besonders die Mithras- und die Christusverehrung verbreitet sind, allerdings bald so stark, daß z. B. Poetovio drei Mithräen besitzt. Waffenfabriken (z. B. in Sirmium und Ratiaria), Kleider- und Leinwandhändler (in Augusta Vindelicorum), Zollstationen (wie in Poetovio und Batavia) vermehren die berufliche Gliederung der Stadtbevölkerung.

Für viele der Römerstädte läßt sich ein Wechsel des Standortes gegenüber den vorrömischen Städten nachweisen. Die vorrömische Bevölkerung wählte mit Vorliebe Schutzlagen auf Bergeshöhen für ihre größeren Siedlungen und entrückte sie so der Überschwemmungs-, Versumpfungs- und Überfallsgefahr; die Römer aber brachten Sicherheit, wohin sie ihre Verwaltung und ihre Legionen verlegten, deshalb konnten zu ihrer Zeit die Siedlungen von den Bergen heruntersteigen und in die Nähe der Straßen gebaut werden. Das ergab Lageverschiebungen, wenn auch oft nur auf kurze Entfernungen. Das alte keltisch-illyrische Noreia verfiel, die römische Poststation wanderte ins Einödtal hinunter. Die Römer zogen eben ihre Straßen im Talgelände, also immer unter den älteren Siedlungen vorbei. Die mit den Römern gekommene Ruhe und Sicherheit im Lande, die ausgezeichnete Straßentechnik, die, wie z. B. bei Emona, auch die Hindernisse von Sümpfen zu überwinden verstand, machten erst die Anlage von Siedlungen in der Ebene und Niederung möglich. P a t s c h zeigt das im einzelnen für Dalmatien⁴¹.

Für das vorrömische Virunum wird jetzt der unferne Maraunberg als Standort vermutet⁴². Juvavum stieg vom Rainberg in den Raum zwischen Schloßberg und Salzach hinab. In Pola wurde in den vorrömischen Ringwall nur das Kapitol eingebaut, die bürgerliche Siedlung stieg den Berg hinab in die Küstenebene⁴³, auch das römische Brigantium wurde um eine Stufe tiefer angelegt als das keltische Oppidum, das schon ein Vorort der Vindeliker gewesen war. Andere Orte erlitten eine kleinere oder größere horizontale Standortverschiebung. Die Ursache wird häufig

⁴⁰ Erich S w o b o d a, Lauriacum. Grabungen in Enns i. J. 1936. Österr. Jhte. Arch. Inst. Wien XXX, 1937, Beibl. Sp. 253—307.

⁴¹ Karl P a t s c h, Die Lika in römischer Zeit und Zur Geschichte und Topographie von Narona. Schriften der Balkan-Kommission der Akad. Wiss. Wien, Antiqu. Abt. I u. V, 1900 u. 1907.

⁴² Ernst K l e b e l, Virunum und Maraunberg. Carinthia I, 1941, S. 150—157.

⁴³ A. G n i r s, Forschungen in Pola. Österr. Jhte. XIII, 1910, Beibl. Sp. 177—198.

nichts anderes gewesen sein als das Vorhandensein der keltischen oder vorrömischen Siedlung, die den Raum verstellte. Die römische Lagerstadt des Raumes von Passau liegt auf dem linken Innufer auf der Landzunge zwischen Inn und Donau, während das keltische Boiodurum auf dem höheren Gegenzwiesel stand, an Stelle der heutigen Innstadt. Das römische Lager von Augusta Vindelicorum ist gegenüber dem keltischen Vorort auf das linke Wertachufer verlegt, aber aus der älteren Stadt wurde die römische Bürgersiedlung. Auch Naissus wechselte vom rechten auf das linke Ufer der Nischawa sowie Poetovio vom linken auf das rechte Ufer der Drau. Weil an die Stelle der Schutzlage in der Höhe die fast unüberwindlichen Befestigungen eines römischen Lagers traten, später auch der römischen Bürgerstadt, konnten in ganz Mitteleuropa, so weit die Macht des römischen Reiches langte, die Siedlungen von ihren Stufen herabsteigen und dadurch auch den engeren Anschluß an die Durchgangsstraßen gewinnen.

Zahlreich sind freilich die Fälle, in denen die römische Stadt auf der älteren Siedlung liegt. Teurnia scheint ganz auf dem Boden ihrer Vorläuferstadt der Taurisker zu liegen. Sarmizegetusa und Apulum wuchsen beide in die dakischen Burgstädte hinein. Constantiana deckt die griechische Vorläuferin Tomis. Es gibt sehr zahlreiche Römerstädte, für die wir keine Vorläufersiedlungen angeben oder finden können. Eine sicher nicht geringe Zahl davon dürfte unter den Ruinen der römischen Siedlung begraben liegen.

Sie trugen aber dahinein das Erbgut der mediterranen Städtefamilie, den regelmäßigen Grundriß und die mediterrane Hausform, zumeist das pompejanische Hofhaus. Da aber nichts von der Hausform auf die späteren Generationen vererbt wurde — nur daß vielleicht die Gewohnheit des Steinbaues im Bereiche der durch den Waldreichtum besonders geförderten Neigung zum Holzbau durch die romanisierte Bevölkerung bewahrt wurde —, deshalb dürfte es hier überflüssig sein, auf die Hausform näher einzugehen.

Größere Bedeutung für die späteren Städtegenerationen erhielt der Grundriß der Römerstädte. Es ist noch manche Grundlinie der heutigen Städte auf die römischen zurückzuführen. Der Grundriß des Lagers von Vindobona läßt sich um den Hohen Markt in Wien ablesen. In Ovilava ist wenigstens der Umriß der Lagermauern noch in den Umrissen der alten Stadt zu erkennen⁴⁴. In Regensburg folgen noch einige Straßen dem Straßenkreuz von Castra Regina⁴⁵. Selbst in kleinen Orten, die aus römischen Limes-Kastellen hervorgingen, überliefert sich der Grundriß so häufig auf die Nachfolgestädte, daß man nach den Katastern der heutigen Städte die Römerkastelle suchen kann⁴⁶.

Die römische Stadt hätte an der unteren Donau mit den griechischen Kulturinflüssen zusammentreffen müssen, es scheinen aber nur wenig und selten griechische Kultur-, auch Stadtformen ins Binnenland gefunden zu haben. Schon die griechische Vasenscherbe, die in der „Schulenburg“ bei Craiova gefunden wurde, soll vermutlich nicht über den Binnenraum der Südosthalbinsel, sondern vom

⁴⁴ E. K r i e c h b a u m, Die Städte Oberösterreichs. Mitt. Geogr. Ges. Wien 79, 1936. — Erika F a l k e n s a m m e r, Wels im Gau Oberdonau. Jb. Ver. Ldkde. u. Heimatpflege Ob.-Donau, 89. Bd. 1940.

⁴⁵ Hans H i l d e b r a n d t, Regensburg. Berühmte Kunststätten 52. Seemann.

⁴⁶ Dr. Eduard N o w o t n y, Vom Donau-Limes. Anz. Akad. Wiss. Wien, phil.-hist. Kl. 62, 1925, S. 89—142, mit den erläuternden Plänen von Eferding, Klosterneuburg, Schlögen, Wallsee, Traismauer.

hellenisierten Südrubland her an den Fundort gelangt sein⁴⁷. Die südliche Begrenzung der Verbreitung der Römerstadt liegt natürlich ganz außerhalb des hier zu besprechenden Gebietes, nur auf der Südosthalbinsel tauchen die Grenzfragen auf. Die Sprachgrenze wurde seinerzeit von Konst. Jireček⁴⁸ bestimmt und seither noch durch Inschriftenaufnahmen bestätigt. Sie verlief südlich von Skoplje und entsprach der mazedonisch-moesischen Provinzgrenze⁴⁹. Diese Grenze wird wohl hauptsächlich die Städte und die städtische Kultur treffen. Wenn man nun für die Südosthalbinsel behaupten und durch Inschriften bekräftigen kann, daß nur die Stadt von der lateinischen Sprache als der Sprache der Beamten, offiziellen Kulte und der Legionen und Veteranen erfaßt wurde, im übrigen aber das Thrakische und Illyrische in Sprache und Brauch geherrscht habe, so gilt dies nicht weniger von den alpenländischen Provinzen. Man hat in deren Siedlungswesen ganz den Eindruck, als wären außerhalb der Städte nur einige Gutshöfe (*villae*) von den Römern begründet worden, darüber hinaus aber sei das Illyrische oder Keltische, also das Norische als illyrisch-keltisches Gemisch erhalten geblieben bis auf ein Markt- und Küchenlatein.

Das Verbreitungsgebiet der Römerstadt läßt wie das der keltischen *Oppida* die Tiefebene zwischen der mittleren Donau und dem siebenbürgischen Gebirge frei; die Kaiser machten nicht einmal den Versuch, dieses Gebiet dem römischen Reiche einzuverleiben. Dagegen überdeckt ihr Gebiet das der *Oppida* in den Alpen und in Pannonien. Die Römerstadt löste das *Oppidum* unmittelbar ab. Soll nun die Römerstadt als eine neue Städtegeneration gelten? Das scheint nicht berechtigt, denn die Römerstadt bedeutete für das Gebiet nur einen neuen Stadtbaustil, aus dem Süden hereingepflanzt. Das ist kein anderer Wandel, als er mit der Übernahme neuer Bauformen und dem Wandel der Kultur überhaupt im Verlaufe baulicher Entwicklung auch im Hochmittelalter vor sich geht und wie wir ihn auch in der neuesten Zeit mit der Erweckung neuer stadtbaulicher Gedanken miterleben. Die Bevölkerungszunahme muß schon mit der Einwanderung der Kelten begonnen haben, die Kurve stieg durch die römische Besetzung weiter an. Aber der römische Stadtbaustil und die römische Stadtkultur war fremdes Kulturgut aus einem ganz anders gearteten Landschaftsraum, sie gehörten einer anderen Städtefamilie, der der mediterranen Städte, an. Innerhalb dieser Städtefamilie war die römische Stadt der Kaiserzeit eine spätere Generation als das *Oppidum* in der keltischen und war daher leicht imstande, das *Oppidum* zu verdrängen. Sie war stärker differenziert, es gab unter diesen Städten auch je nach Lage gewerbliche Spezialisierung, wie auch die Wehrfunktion nicht eine allgemeine, sondern nur die Funktion einiger Städte in besonderer Lage war. Rechnet man die gewiß an der Donaulinie zahlreicheren kleinen Stadtansätze (bei den Kastellen) mit hinzu, so ist auch die Städtedichte sehr bedeutend. Aber immer ist die Donaulinie und ihre westöstliche Durchgangsfurche die Linie der stärksten Anhäufung städtischer Siedlungen. Sie hob sich damals zwischen dem Baltischen und Romanischen Mittelmeer als die eigentliche Städtezone des außermediterranen Europa heraus.

⁴⁷ Carl Schuchhardt, *Alteuropa, Kulturen — Rassen — Völker*. 3. Aufl., S. 298.

⁴⁸ Die Romanen in den Städten Dalmatiens I. Denkschr. Akad. Wiss. Wien, phil.-hist. Kl. 48, S. 13.

⁴⁹ Balduin Saria, *Inschriften des Theaters von Stobi*. Wiener Jahreshefte des Arch. Inst. d. Dtn. Reiches XXXII, 1940, Beibl. Sp. 28—30.

Das Kapitel über das aus der mediterranen Kulturwelt in das südöstliche Mitteleuropa vorgedrungene Städtewesen kann nicht abgeschlossen werden, ohne daß noch der kaiserlichen Spätzeit gedacht würde, in der noch immer eine oder die andere Stadt gegründet wurde. Diocletian, Konstantin, Justinian I. und Anastasios entfalteten immer noch im Osten eine Tätigkeit für die Städte als die für Reichsverteidigung und die Reichskultur wichtigen Mittelpunkte; sie gründeten auch noch eine oder die andere Stadt, wenigstens in dem Sinne, daß sie vorhandene Siedlungen durch Zubauten, Neubefestigung, Einwohnerzuleitung zu städtischem Charakter erhoben. Byzantion besaß diesen Charakter schon längst und wurde durch den konstantinischen Ausbau auf einen fast viermal so großen Flächeninhalt gebracht. Die regste stadtfördernde Tätigkeit entfaltete Justinian I. Prokopios hat sie in seinem Werke „περὶ κτισμάτων“ zusammengestellt. Freilich, wie eine solche justinianische Stadt aussah, wie sie gebaut wurde, erfährt man von ihm doch nicht. Neugründungen sind unter Justinian selten im Vergleiche zu der reichen Arbeit, die für Erweiterungen und Befestigungen aufgewendet wurde. Ihm war an der Sicherung der Reichsgrenze gegen Norden gelegen, deshalb werden gerade an der Donaulinie zahlreiche Kastelle *φρουρία* gegründet und noch mehr alte wieder instand gesetzt. Ratiaria ersteht aus Ruinen neu, neben Tauresium, dem Geburtsort, wird Justiniana prima mit allem Aufwand gegründet. Ulpiana wird Justiniana secunda, andere Orte erhalten Stadtmauern oder werden erweitert, aber eine eigentliche Neugründung kommt unter ihm auch im Donaauraume nicht vor. Wohl aber werden Straßen erneuert, Wasserleitungen angelegt, Thermen und Schlösser gebaut, so daß man wird sagen können: Das Städtewesen des oströmischen Reiches erlebte durch Justinian eine neue Blüte, von einer neuen Städtegeneration kann man doch nicht sprechen. Ob aber die vorhandenen, in früheren Generationen entstandenen Städte eine Erhöhung ihrer Einwohnerzahl erfuhren, läßt sich leider nicht belegen; sollte es der Fall gewesen sein, so könnte das vor der slawischen Einwanderung nur eine vorübergehende Erscheinung gewesen sein. Es liegt aber im Wesen einer Generation, daß ihre Glieder sich der Geburt nach auf eine längere Zeit verteilen. Deshalb müssen die frühbyzantinischen Städte in Südosteuropa noch als die spätesten Kinder der römischen Städtegeneration angesehen werden.

Die römischen Städtebaukörper verschwanden, ohne wesentliche Spuren über der Erde zu hinterlassen. Die Reste, die heute noch über der Erde festzustellen sind, beschränken sich auf wenige Gegenstände, die sich fast für den ganzen Donaauraum leicht zusammenstellen lassen, von Meilensteinen, Einzeldenkmalen u. ä. wird dabei natürlich abgesehen: die Porta praetoria in Regensburg, das sogenannte Heidentor von Carnuntum (ein Bau unbekannter Bestimmung) u. a. m. Wohl aber darf man voraussetzen, daß noch vor einigen Jahrhunderten die Baureste römischer Städte viel zahlreicher waren und daß vor einem Jahrtausend und mehr die Ruinen als Anhäufungen von zugerichtetem Baustoff stark benützt wurden.

III. Die deutsche Stadt.

Die römischen Städte sind nicht völlig untergegangen; aber es sind doch gerade unter den größten viele verschwunden, ohne wieder aufzuleben: Carnuntum, Virunum, Brigetio, Viminacium, Ratiaria, Siscia, Flavia Solva u. v. a. Eine gewisse Kontinuität ist im allgemeinen nicht zu leugnen. Denkt man aber an das Wesen städtischer Kultur mit seiner wohldifferenzierten Ordnung, so muß man doch gestehen, ein städtisches Wesen mußte damals erst wieder aufgebaut werden. Noch vorhandene Siedlungen und Straßen gaben dafür die Anhaltspunkte; die differen-

zierenden Bevölkerungselemente, die notwendige Gemeinschaftsordnung und ihre Organe mußten neu hereingebracht werden.

Für ein neues städtisches Leben gab es mancherlei Wurzeln, nämlich: die Gauburgen der Deutschen, die fränkisch-merowingischen Städte, die Königshöfe der Karlinger, die Bischofssitze und die in ihnen allen lebende bedürfnisreichere Oberschichte, die ihren Verbrauch nicht aus eigener Arbeit deckte. Dazu die immer erforderliche Wehrfunktion, um so nötiger, als die Donau und die Senkungszone zwischen den Alpen und dem Deutschen Mittelgebirge aus einer Grenzlinie zu einer militärischen Bewegungslinie geworden war. Das Pannonische Becken war ein Mittelraum der Völkerbewegungen, ein westlichstes Ausstrahlungszentrum für die von Osten einbrechenden Reitervölker, das erst nach Jahrhunderten wieder ins Gleichgewicht kam. Die militärische Bedeutung des Stromes, die mit seiner Verkehrsbedeutung zusammenhängt, wurde uns erst vor kurzem wieder klargemacht⁵⁰. Der Strom gab jetzt die Richtung, und die Wehrgrenzlinien mußten senkrecht zu ihm laufen. Da der noch unruhige Osten den Verkehr dorthin hemmte, wurden die den Strom überquerenden Straßen zu den Hauptverkehrslinien. Solange die Ostgrenze des Deutschen Reiches noch nicht unerschütterlich festlag, schwankten auch die Hauptbewegungslinien des Handels und mit ihnen die Haltepunkte des Verkehrs, die städtischen Siedlungen⁵¹. Gauburgen und karlingische Pfalzen gab es wie im deutschen Kernlande so auch im Donau-Grenzgebiet⁵². Aber aus keinem von ihnen wurde eine Stadt, obwohl auch sie als Bollwerke zum Schutze der Straßen im eroberten Lande gedacht waren. Es fehlte wohl doch an der ruhigen Entwicklung, die der deutsche Nordwesten noch länger genoß. Aber die Ansätze zu städtischem Leben waren da. Es mögen in den städtischen Siedlungen wohl noch überwiegend agrarische Bürger gewohnt haben, ehe sich jene Merkmale voll entfalten konnten, die man der deutschen Stadt des Mittelalters zuschreiben pflegt^{52a}.

Generationsmerkmale: Das erste Merkmal dieser Generation ergibt sich sogleich aus der Entstehung der Städte, es ist die mehrfache Differenzierung, ein Merkmal, das auch zu der vorangestellten Definition der Stadt recht gut paßt. Es zeigt zugleich den Fortschritt aus dem germanischen in das deutsche Städtetalter. Eine stärkere Anhäufung der Bevölkerung in einzelnen größeren Siedlungen zwischen dörflichen und Einzelhofsiedlungen ist durch die mehrfache Differenzierung ebenfalls gegeben, wahrscheinlich damit überhaupt eine Vermehrung der Gesamtbevölkerungszahl verbunden. Die feinere berufliche Gliederung der Städtebewohner spiegelt sich in einer auch räumlich stärkeren

⁵⁰ Konrad Schünemann, Ostpolitik und Kriegführung im frühen Mittelalter. Ung. Jbr. 1937, S. 31—56.

⁵¹ Wie das im einzelnen Heinrich Güttenberger an den „Donaustädten in Niederösterreich als geographische Erscheinungen“ (Landeskundliche Bücherei, I. Bd., Wien 1924) auseinandersetzt.

⁵² Zu den schon bekannten kommt noch der Königshof am Leithagebirge, d. i. das Erdkastell beim „Öden Kloster“, den Eduard Beninger (Germanischer Grenzkampf in der Ostmark, Wien 1939, S. 117—121) vermutet.

^{52a} S. a. Erich Keyser, Bevölkerungsgeschichte Deutschlands. 2., erw. Aufl. Leipzig 1941. „Ihre Geschichte“ (der Bürgerschaft) „beginnt mit jenem Zeitpunkt, in dem innerhalb der räumlichen Grenzen einer Stadt eine Bevölkerungsgruppe emporwuchs, die von der Bevölkerung des Landes, der Bauernschaft, durch wesentliche Merkmale unterschieden war“ (S. 261).

Gliederung jedes städtischen Einzelwesens in Markt-, Burg-, geistliche Funktionsräume. Die Wohnräume sind wohl noch eng mit den Arbeitsräumen vereinigt, wenigstens unter einem Dache; die Burg z. B. ist noch Wohn- und Wehrraum, aber in der Burg selbst trennen sich beide voneinander. Das geschieht auch in der Stadt selbst, wo Händler, Gewerbetreibende, Handwerker ihre besonderen Räume zugewiesen erhalten; die Kaufleute meist auf dem Marktplatze, wo sie den Wochen- und Jahrmarkt beherrschen. Diese Gliederung wird in manchen Städten sogar durch staatsbehördliche Vorschriften streng geboten, damit unredlicher Wettbewerb hintangehalten und die Aufsicht erleichtert werde. Dadurch entstehen die *Berufsgassen*, die darnach auch ihre Namen bekommen; oft sind es Eigenarten der Berufe, welche die Absonderung gebieten, etwa großer Berufslärm (Schmiede, Schlosser) oder von einer besonderen Arbeit ausgehende Luftverschlechterungen (Gerbereien, Ledereien). So entwickelt sich eine räumliche Differenzierung, die für das Stadtbild des Mittelalters und nicht bloß in Deutschland oder im Donauraume charakteristisch sind. Es kommt aber noch eine weitere für das Stadtbild wichtige Differenzierung hinzu. Waren im Bauernhaus Wohn- und Arbeitsraum noch auf gleichem Boden nebeneinander, in der vorgeschichtlichen Eisenschmelzhütte Wohn- und Arbeitsraum im selben Geschoße, in der gleichen Stube vereinigt, so trennt jetzt wenigstens der Inhaber eines größeren Geschäftes seinen Wohnraum von dem Arbeitsraum, indem er das Erdgeschoß als Arbeitsraum besonders ausstattet und die Wohnung in das erste Stockwerk verlegt. Das ist nicht nur für die Behaglichkeit und Ruhe der Familie vorteilhaft, sondern auch für die Ausgestaltung des Arbeitsraumes, der im Erdgeschoße allein für den Verkehr mit den Kunden vorbehalten bleibt. Das erlaubt die Gestaltung bestimmter Ladenformen und von außen den Einblick in die Arbeitsvorgänge, verrät nach außen auch die Art des Geschäftes, die außerdem durch Haus- und Handwerkszeichen bekanntgegeben wird. Der wenigstens in den inneren Teilen der Stadt auf solche Weise entstehende wohnungsleere *Arbeitssockel* der Straßen und Plätze war sicher für die größeren mittelalterlichen Städte besonders charakteristisch, er beherrschte das innere Stadtbild. Aber selbst in den kleinen Ackerbürgerstädtchen mußte sich ein solcher städtischer Werkraumsockel ausgebildet haben. Er ist der Anfang und Vorläufer der neuzeitlichen City.

Ein besonderes Merkmal der deutschen Stadt wird von den Historikern noch in ihren *Stadtmauern* gesehen. Das ist insofern nicht ganz richtig, als einige wenige Städte sie sehr spät oder nie bekamen. Aber als ein allgemeines Stadtmerkmal wurde in jener Stadtgründungszeit die Wehrhaftigkeit sicher angesehen. Sie beruhte auf der Wehrpflicht der Stadtbewohner in Zeiten der Gefahr oder der Belagerung, und dadurch schließt sich die deutsche Stadt viel mehr an die altgermanische Volksburg an als an die römische Stadt. Selbst von der römischen Lagerstadt scheidet sich darin die deutsche Stadt sehr deutlich. Denn das römische Lager war ein rein militärischer Berufsraum, wenn auch zugleich Wohnraum der Berufssoldaten, und wurde erst durch den Zuwachs der *Cannabae* zu einer Stadt. Es waren sowohl der Lagerraum wie die Lagerbewohner beruflich spezialisiert, nur ein Siedlungselement, wenn auch das primäre. Die deutsche Stadt ist als Ganzes zugleich Wehrraum und Wehrbevölkerung, hervorgegangen aus dem wehrhaften Charakter des ganzen deutschen Volkes.

Auf den Zwang der Stadtmauern muß die so häufige Enge der Gassen in den mittelalterlichen deutschen Städten zurückgeführt werden, auch manche Unregelmäßigkeit in den Straßen und Plätzen, wenn bei dem Mangel an Raum, aber auch an Bauvorschriften mancher Platz durch ein- oder vorgebaute Häuser verstellt

und beengt wurde. Die Wehrhaftigkeit der Stadt benützten die Landesherren zur Sicherung der Landesgrenzen und der Straßen im Landesinneren, so wie früher die Burgen dazu gedient hatten. Deshalb laufen Städtelinien den Grenzen entlang, an der östlichen Reichsgrenze (Hainburg, Wiener-Neustadt, Friedberg, Hartberg, Fürstenfeld, Radkersburg, Pettau), der gegenüber eine ungarische Grenzsicherung aufgebaut ist (Preßburg, Donnerskirchen, Ödenburg, Güns, Steinamanger); an der Nordgrenze von Niederösterreich (Drosendorf, Eggenburg, Laa) mit den Gegenründungen von Lundenburg, Nikolsburg, Znaim. Für die Straßen, die durch das Land liefen, waren die Städte immer zugleich Rastorte für den Fuhrmann, Marktorde für den Kaufmann, Wehorte für die Sicherheit aller.

Der Grundriß ist ein noch heute in dem alten Stadterbe erkennbares Merkmal der mittelalterlichen Stadt. Auch er hat natürlich seine Entwicklung, auf die hier nicht eingegangen werden muß, vom unregelmäßigen, aus dem Dorf und den Feldwegen übernommenen Verlaufe bis zu dem nach der Mitte des 13. Jahrhunderts erreichten architektonisch ausgerichteten Plan von feinsten Regelmäßigkeit, der als Kolonisationsgrundriß in alle Teile des Ostens gelangt ist. In ihm ist die Hausform ebenso wie für das Stadtbild ihr zur Straße gestellter Giebel das eigentliche Bauelement. Sie zeigt mit ihrer gewöhnlich nicht die Zahl von drei Fenstern überschreitenden Frontbreite in allen deutschen Landen von Lübeck bis Kronstadt die deutsche Herkunft des Baugrundsatzes an und die planvolle Aufteilung des Markt- und Gassenraumes unter die Bürger.

Endlich werden auch noch Rechtsmerkmale für die deutsche Stadt geltend gemacht. Sie sind geographisch nur insofern von Bedeutung, als sie das Stadtbild beeinflussen. Sie sind recht mannigfaltig, dazu gehören die Stadtmauern selbst; die Weichbildsäulen grenzen den Ortsbezirk ab, der als Raum, innerhalb dessen das Recht gilt, den Namen hat⁵³. Dazu kamen die verschiedenen Marktsäulen, Marktkreuze, Marktschilder, Rolandfiguren usw., von denen sicher sehr viele längst verschwunden sind.

Unter den Städten gab es bereits eine Spezialisierung: nach dem primären oder überwiegenden Stadtelement als Bergbaustädte an das Vorkommen eines vom Heimatboden gebotenen Mineralschatzes gebunden, als Marktstädte an Seitenstraßen oder an Zwischenpunkten der Fernlinien für den Handel mit dem umgebenden Landvolke, als Großhandelsstädte für den Fernverkehr an besonderen Kreuzungspunkten. Dadurch entsteht auch schon der Bedeutungsunterschied, der sich in der Geschwindigkeit des Wachstums der Stadt und darnach in der Areal- und Bevölkerungsgröße ausdrückt. Olbricht machte deshalb den Vorschlag, der sich ziemlich eingelebt hat, für das Jahr 1600, besser wäre: für das Spätmittelalter die Stadt von 15 000 Einwohnern als Großstadt gelten zu lassen⁵⁴. Ist es nicht viel besser, die Großstadt — das Wort hat nun einmal eine quantitative Bedeutung und ist für die Stadtgröße von 100 000 Einwohnern eingebürgert — bei ihrer alten unteren Grenze zu lassen und sich damit zu bescheiden, daß eben das Mittelalter

⁵³ S. Hoffmann, Weichbild. Indogermanische Forschn. LVI, 1938, S. 1; s. a. Wilhelm Funk, Alte deutsche Rechtsmale, Bremen 1940, S. 164—167.

⁵⁴ Konrad Olbricht, Gedanken zur Entwicklungsgeschichte der Großstadt. Geogr. Zeitschr. 35, 1929, S. 461—475. Man könnte mit diesem Vorschlage einverstanden sein, nicht aber mit den beiden anderen Bezeichnungen: Millionenstadt für eine Stadt von 150 000 Einwohnern und Weltstadt für eine solche von 450 000 Einwohnern, und zwar wegen des Widersinnes, der in diesen Worten und ihrer Bedeutung liegt.

in Europa nur wenige Großstädte kannte. Für Größenunterscheidungen mittelalterlicher Städte stehen dann noch immer die Mittel-, Klein- und Zwergstädte als Gruppen zur Verfügung. Auch die Unterscheidung von Handels- und Messestädten ist zu kompliziert und im Einzelfall oft schwer zu treffen. Vielleicht ist es am besten, sie nach der Weite ihrer Markt- und Handelswirksamkeit zu gliedern als: Ackerbürgerstädte fast ohne Warenaustausch, Landstädte mit örtlichem Marktverkehr, als Handelsstädte mit durch den Gau begrenztem Handelsverkehr und als Großhandelsstädte mit weitestem Fernverkehr. Das entspricht auch beiläufig der Unterscheidung in verkehrslose, verkehrsarme, verkehrsreiche Städte⁵⁵ und teilt nur die höchste Gruppe noch in zwei. Diese Benennungen sagen etwas aus, die reinen Größenbezeichnungen nichts als die Quantität der Bevölkerung, die erst die Wirkung der Handels- und Verkehrsbedeutung ist.

Der geographische Gang der Stadtkultur durch den Donaauraum. Will man sich zusammenstellen, wie sich das Städtewesen im Donauraume verbreitet hat, so darf man sich natürlich nicht bloß nach den urkundlich überlieferten Markt- oder Stadtrechtsverleihungen noch an die ersten Namensnennungen halten, die zu sehr von den Zufällen der dokumentarischen Überlieferung abhängen. Trotzdem ist es wertvoll, den geschichtlichen Weg der Stadtkultur, wenn auch nur in großen, allgemeinen Zügen zu verfolgen.

In Süddeutschland gab es gewiß noch Reste der Römerstädte, einige von ihnen wurden auch von den eingewanderten Baiern besiedelt, wie die Übernahme der römischen Ortsnamen bezeugt (Augsburg, Kempten, Passau, Regensburg, Wels, Traismauer, Wien, Pettau, Cilli). Folgt man der Annahme, daß die Einwanderung zwei Wege aus Böhmen nach dem Süden benützte, so konnten diese Orte ziemlich gleichzeitig besetzt worden sein; es sind auch diejenigen Orte, die keine oder nur eine geringe Lageverschiebung von der römischen zur bairischen Siedlung machten. Es sind auch zwei unter ihnen, und zwar gerade in bedeutsamer Straßen- und Brückenlage, die durch die Zusammensetzung ihres Namens mit -burg auf eine frühe Befestigung vielleicht mit Hilfe noch vorhandener römischer Lagermauern hindeuten; zwei (Regensburg und Passau) gehören auch unter die ersten süddeutschen Bistümer (neben Freising und Eichstätt). Hier sind die ersten Wurzeln für Stadtbildung, zu denen später noch Zollstätten an den Donauüberfuhren und bald wohl auch Anregungen durch den Bergbau auf Salz, Eisen, Gold und Silber und den Handel damit kommen. Sie leiten von der Donaustraße in das Alpeninnere hinein, aber durchwegs nach den wichtigsten, alten Durchgangsstraßen (Villach, Friesach, Judenburg). Dazu andere Römerorte, die Namen oder Ort oder beides wechseln (Salzburg, Enns, Mautern, Tulln, Gran, Ofen), manche deuten durch slawische Namen frühe vorbairische Besiedlung an (Leibnitz, Friesach). Vielleicht müßten auch die Sitze der Urfarren bald angesetzt werden, So viel wird sicher, daß das Städtewesen an der Donaustraße die meisten Punkte fand, an die es anknüpfen konnte und sie benützte. An den Stellen längs des Stromes, wo er in seine Durchbruchstäler eintrat oder sie verließ, lagen die Gelegenheiten, ihn zu überschreiten. Sie konnten um so weiter stromabwärts in den Siedlungsbereich einbezogen werden, je weiter die Grenze des Reiches und der Ostmark und damit die Sicherheit des Besitzes, des Handels und seiner Straße nach Osten fortschritt. So muß man sich auch den Fortgang der Besiedlung und der Stadtkultur nach

⁵⁵ Die H. B e c h t e l, Wirtschaftsgeschichte Deutschlands, S. 167 f., macht.

Osten vorstellen, wo dann die Nennung von Graz für das Jahr 1115 die bereits überschrittene Mur anzeigt.

Die Marktrechtsverleihungen setzen erst im 11. Jahrhundert ein (Friesach 1016, Villach 1060, Wels 1061), im 13. Jahrhundert erst folgen die Stadtrechte von Enns (1212) und Wien (1221), das aber schon 1137 als Stadt bezeichnet wird. Faßt man den Stadtbegriff als den einer mehrfach differenzierten Siedlung, so muß man das Werden der Städte in das 11. Jahrhundert verlegen, wozu auch die Jahreszahlen passen, wenn man überdies annimmt, daß die Verleihungen von Rechten damals schon bestehende Verhältnisse festlegten. Von der Donau und den größten Alpenstraßen nahm das Städtewesen seinen Ausgang und schritt bis um 1300 sehr stürmisch vorwärts. Um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert legen die Landesfürsten auch Städte als Grenzfestungen an. Zuerst wohl Wiener-Neustadt (1192), später Hainburg, Hartberg, Friedberg, Fürstenfeld, Radkersburg. An den Ortsnamenreihen erkennt man, was sich seit den Zeiten der Römer geändert hat. Die Donau, einst Grenze, wurde zu einer Längslinie des Verkehrs. Die Verteidigungslinie, ein nun zu einer Städtefolge gewordener Limes, verlief senkrecht dazu.

Von der Donaulinie aus nimmt das Städtewesen auch seinen Fortgang nach Norden und Süden. Nach Norden werden Mähren und die Slowakei von der Donau aus erreicht. Die Slowakei geht den Sudetenländern nicht nach, wie man nach der Entfernung vom deutschen Kernraume etwa annehmen könnte. Für sie ist die Nähe des Donautales entscheidend. Dort wurden schon vor dem Mongoleneinfalle nicht wenige Städte gegründet. Es waren aber in Preßburg (erste Nennung 907) und in dem ganz verschwundenen Neutra (586 Hauptstadt eines slawischen Reiches, 880 Sitz eines deutschen Bischofs) schon Anfänge eines städtischen Lebens zu vermuten. Unter den ersten Gründungen ist Käsmark (zwischen 1141 und 1161), auch die „Sachsenstadt“ Leibitz (1203 gegründet und Mittelpunkt eines deutschen Kolonistengebietes) u. a. Nach den Zerstörungen durch die Mongolen folgen die Stadtgründungen und Neuanlagen einander bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts. Auch in der Slowakei ist der Bergbau ein ganz besonderer Anlaß zum Stadtwerden.

Mähren wird gleichzeitig von Süden und Norden her in die deutsche Stadtkultur eingegliedert, denn die Mährische Pforte öffnet das Land der Einwanderung von Norden her aus Schlesien, Südmähren bildet einen Fächer von sich nach der Marchmündung hin zusammenschließenden Flußebenen. Von Norden her dringt das Magdeburger Recht ein. Zuerst wird damit Freudental (1213), hernach Mährisch-Neustadt (1223) begabt. Es entspricht so die Richtung, aus welcher die deutschen Stadtrechte kamen, auch der des Besiedlungsstromes. Und ähnlich bringen die Ansiedler aus Niederdonau das Städtewesen mit dem Wiener Recht nach Brünn (1243), von wo es sich nach Südmähren ausbreitet. Die frühesten Stadtgründungen fallen aber dort um 30 Jahre vor das Brünner Stadtrecht: Bisenz (1213). Böhmen wird nicht von Österreich her der Stadtkultur angeschlossen. Es gab zwar dort sicher schon differenzierte Siedlungen, in Prag und vor den wichtigsten Landesorten. Aber als Städte im damals durch die Deutschen geschaffenen Sinne sind doch diese Grenzerorte hinter den Grenzwäldern durchaus nicht anzusehen. Selbst Prag mit seiner Burgsiedlung wird geradesowenig wie die beiden slawischen Burghelligtümer Rethra und Arkona, die man jetzt genau kennt⁵⁶, als eine Stadt in mehrfach differenzierter Gliederung gelten dürfen⁵⁷. Es erhielt diesen

⁵⁶ Carl Schuchhardt, Die Burg, S. 232, 235.

⁵⁷ Dagegen hat sich schon Georg Juritsch ausgesprochen: Die Deutschen und ihre Rechte in Böhmen und Mähren im XIII. und XIV. Jahrhunderte. Progr. St.-O.-Gymn. Mies 1904/05, S. 43/44.

Charakter erst durch die Niederlassung von deutschen Kaufleuten, die in der Altstadt ihren Handel trieben und wenigstens später unter Gästerecht lebten⁵⁸. Mit ihnen zogen die Anfänge einer Stadtkultur zuerst in Prag ein, wohin schon wegen seiner Lage und der uralten bezeugten Handelsverbindungen der größte Anreiz sie locken mußte. Dann folgten die Städte hinter den Landestoren, darunter bald Leitmeritz, das als erste Siedlung in Böhmen mit Magdeburger Recht ausgestattet wurde (vor 1230). Magdeburg und Nürnberg waren die Stadtrechtsquellen für Böhmen, das eine für den Norden, das zweite für den Süden, beide trafen sich in Prag. Böhmen wurde also für die Stadtkultur auf dem gleichen Wege elbeaufwärts und über die Pässe seiner Randgebirge gewonnen wie für die deutsche bauerliche Kolonisation. Böhmen lag eng umfaßt zwischen deutschen Siedlungslandschaften und wurde von allen Seiten her der Stadtkultur der Deutschen eingegliedert. Diese friedliche Eroberung geschieht gleichzeitig mit der von Mähren, das so den Kreis um Böhmen schließt⁵⁹.

Und gleichzeitig erheben sich im äußersten südöstlichen Eckpfeiler von Mitteleuropa, im siebenbürgischen Hochlande, die deutschen Städte, denen die ungarischen auf dem Fuße folgen. Von Bistritz ist sicher, daß es weit früher bestand als die sächsischen Kolonistenprivilegien, aber auch Kronstadt und Hermannstadt sind alsbald bezeugt, das städtische Aufblühen ist gewiß spätestens in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts zu denken. Gerade dort ist der wehrhafte Charakter der Deutschen Mitursache der Ansiedlung, wie die Lage der deutschen Wohnsitze je hinter einem Landestore und ihre Ummauerung beweisen. Auch die Bergwerksorte sind wenigstens ebenso alt. Auch für Ungarn bedeutet der Mongolensturm einen tiefen Einschnitt in der Entwicklung des Städtewesens, die Neubesiedlung holt den Rückschritt im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts wieder ein. Gleichzeitig wird in ganz Ungarn die Zahl der Städte verdichtet, so daß mit dem Ende des 15. Jahrhunderts auch in Ungarn die Städtebildungsepoche zu Ende geht. Es muß übrigens für differenzierte Siedlungen im innerkarpatischen Raume diesseits der Donau frühe Wurzeln gegeben haben. Das wenn auch kümmerliche Fortleben der Römerstädte erhielt die Erinnerung an das Städtewesen und vielleicht auch einen Restbestand nicht agrarischer romanischer Bevölkerung. Die Fortdauer so mancher Flußnamen (Raab, Sala, Sevira), das lange Fortleben römischer Städtenamen, nicht zuletzt auch sprechende Ortsnamen (Steinamanger, Ödenburg) geben die Anknüpfungspunkte für diese Annahme. Das zeigt gerade die Zusammenstellung der ältesten Nachrichten über die Siedlung Gran⁶⁰. Trotz der Besitzergreifung der Arpaden und ihrer Niederlassung auf dem Burgberge von Gran war diese keine madjarische Stadt. Madjarisch waren allein die Burg und ihre Bewohner. Das Suburbium war von Handwerkern bewohnt, und diese können in jener

⁵⁸ Über Prag: Adolf Zycha, Über den Ursprung der Städte in Böhmen und die Städtepolitik der Přemysliden. Mitt. Ver. Gesch. Dtn. Böhmen 52, S. 2—76, 263—307, 559—605. S. a. Erich Gierach, Die Entstehung der Städte in den Sudetenländern. Böhmerland-Jahrbuch 1921, S. 26.

⁵⁹ Vgl. zum Vorausgehenden die beiden Karten: Verbreitung der Stadtrechte zum Aufsatze von Wilhelm Weizsäcker, Das Recht, in: Das Sudetendeutschtum. Festschr. Ver. Gesch. Dtn. Böhmen I, 1937, bei S. 136, und zu Wilhelm Weizsäcker, Eindringen und Verbreitung der deutschen Stadtrechte in Böhmen und Mähren in: Dts. Arch. Landes- u. Volksforsch. I, 1, bei S. 104.

⁶⁰ Konrad Schünnemann, Die Entstehung des Städtewesens in Südosteuropa (Südosteuropäische Bibliothek, Bd. 1), S. 45—48.

Frühzeit nach der Landnahme durch die Madjaren unmöglich aus diesem Volke hergekommen sein, besonders wenn man erwägt, wie lange die Ausbildung einer bürgerlichen Schichte bei ihnen noch dauerte (eigentlich bis ins 19. Jahrhundert). Es kann in den anderen stadtähnlichen Siedlungen innerhalb des madjarischen Lebens- und Herrschaftsraumes nicht anders ausgesehen haben, z. B. in Stuhlweißenburg, dessen innere Stadt noch heute das Gesicht einer deutschen Stadt zeigt, von den anderen Städten ganz zu schweigen, die sich meist an Komitatsburgen anschlossen und sicher durch eine deutsche Bürgerschichte zu städtischem Wesen kamen ^{60a}.

Erst im 13. Jahrhundert greift die deutsche Stadt mit ihrem Wesen auch nach Süden über die Drau hinaus, während nördlich von ihr schon am Ende des 12. Jahrhunderts Gründungen auf grünem Wasen mit planmäßiger Anlage (Wiener-Neustadt: 1192, Friedberg: 1194) angelegt werden. Die deutsche Stadt erreicht schließlich im Umwege nach Westen in der friaulischen Tiefebene Görz (1210 Wochenmärkte, 1307 Stadtrecht), S. Daniele erhält 1131 einen Marktzoll, Glemaun (Gemona) 1305 Stadtrecht. Dort tritt das deutsche Stadtwesen für zwei Jahrhunderte dem italienischen Stadtwesen gegenüber (Aglej, Venedig, Cividale) und gibt diesen Orten wenigstens bis in die Zeit der Renaissance das Angesicht deutscher Burgstädte, die im 16. Jahrhundert italienisch werden. Hier ist die Grenze der deutschen Städtefamilie. Als letzte deutsche Städte werden im Süden Gurkfeld (1365) und Gottschee (1377) gegründet.

Es bleiben aber im Donauraume noch Gebiete übrig, die vom Stadtwesen noch nicht erfaßt sind, besonders die Donau-Theiß-Ebene und das außerkarpatische Land, d. i. die Moldau und die Walachei, die Siedlungsgebiete der Madjaren und Rumänen. Von den Städten, die heute im großen Alföld stehen, kennen wir die vortürkische Vergangenheit viel zu wenig, um ein Urteil abgeben zu können. Vorläufig wird man kaum etwas anderes sagen dürfen als: es habe entweder gar keine Städte gegeben oder, wenn solche bestanden, hätten sie nur Siedlungen deutscher Händler und Gewerbsleute sein können. Die Bewohner der Tiefebene, die Kumanen, waren in jener Zeit — sie waren die letzten der eingewanderten madjarischen Stämme — noch kaum zur Seßhaftigkeit gelangt; die früher schon ansässigen Madjaren hatten wahrscheinlich nur ein Siedlungssystem von kleinen Dörfern ⁶¹. Wenn in etwa vorhandenen zentralen Marktorten Handel getrieben und Gewerbe ausgeübt wurde, dann waren die darin Beschäftigten sicher Deutsche oder andere Gäste, aber keine Madjaren. Deren geringe Neigung und Eignung zu beiden bürgerlichen Beschäftigungen steht auch bis in die jüngste Zeit außer Zweifel, auf sie war wohl auch die vorherrschende Stellung der Juden in den madjarischen Städten begründet.

Das zweite Gebiet in Mitteleuropa, das im Spätmittelalter des Stadtwesens fast entbehrt oder es wenigstens nur schwach entfaltet, ist das außerkarpatische Altrumänien. Die ältesten Städte, die an der Küste, knüpfen noch an eine byzantinische und genuesische Vergangenheit an, kamen dann vorübergehend an die Moldau, 1434 an die Türkei. In Akkermann (Cetatea albă) bildeten noch lange Genuesen, Griechen, Juden und Armenier den Handelsstand. Chilia hat noch 1381 wenigstens einen genuesischen Konsul. Auch sonst wird wohl noch an der untersten Donau die Vergangenheit durch Überbleibsel in Bild und Leben mit

^{60a} Konr. Schünemann, Die Deutschen in Ungarn bis zum 12. Jht. Ungar. Bibl. I. Reihe, VIII, S. 92 f.

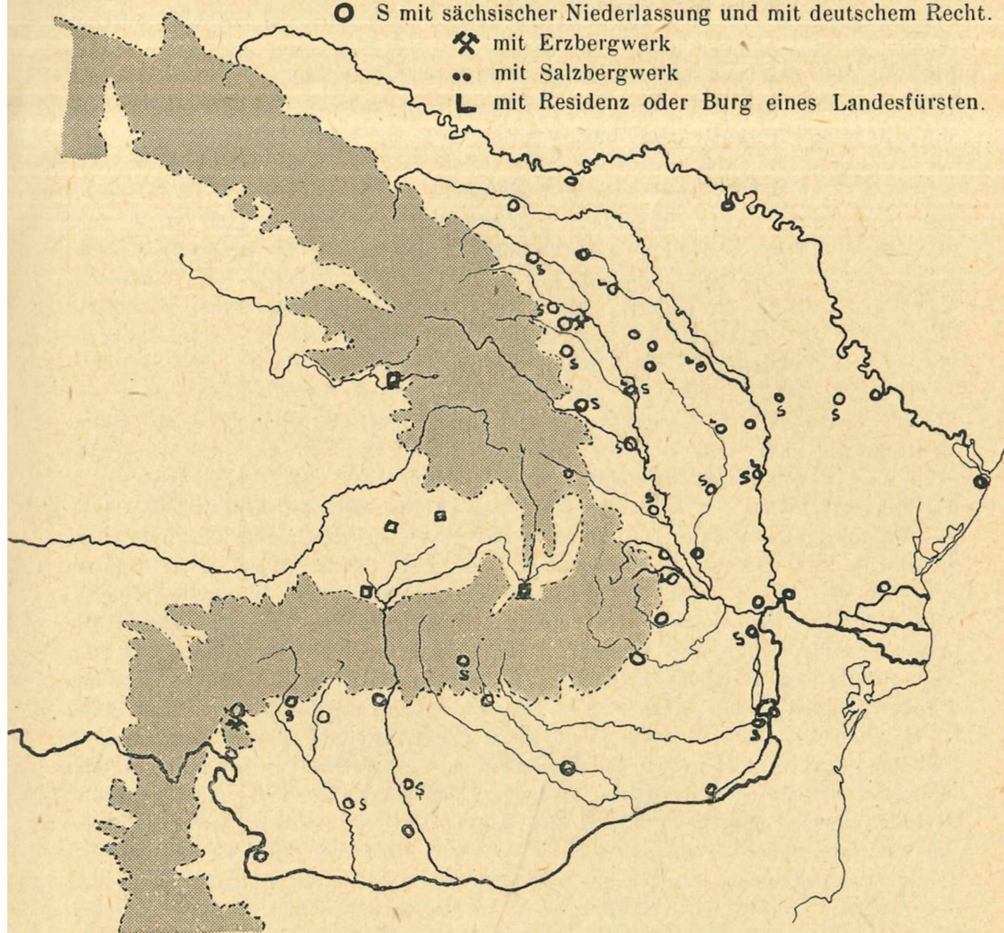
⁶¹ Wie Schünemann, Entstehung des Stadtwesens, S. 26, glaubt.

hereingespielt haben, woran ein neues Städtewesen hätte anknüpfen können. Dieses kam aus dem Westen. Die erste Gründung war Langenau (später Câmpolung), durch den Deutschen Ritterorden, also nach 1222, gegründet, unter dem Törzburger Paß, so recht an dem Einfall-Wachtor der Kronstädter Sachsen. Nur wenige Siedlungen werden schon im 14. Jahrhundert differenziertes Leben gehabt haben, die weitaus meisten tauchen erst im 15. Jahrhundert auf, sehr viele sogar erst im 16., 17. Jahrhundert. Ihre Differenzierung beruht nur auf der Zuziedlung von Fremden, hauptsächlich von Siebenbürger Sachsen, selten von Madjaren, sie haben Privilegien für Kronstädter oder Bistritzer Kaufleute oder sogar Magdeburger Stadtrecht und einen *şoltuz* (Schultheiß), *Gréf* (Graf) oder *Voit* (Vogt) und 12 *Pirgari*. Die moldauischen und walachischen Fürsten bauen ihre Residenzburgen nur zu deutschen Siedlungen. Aber mit Ausnahme des sächsischen Einschlages werden es wohl kleine Ackerbürgerstädtchen gewesen sein, denen noch viel zum deutschen Stadtbilde fehlte, wie es den meisten noch vor wenigen Jahrzehnten fehlte. Übrigens weist auch ihre Lage deutlich genug auf die siebenbürgische Herkunft hin, weil sie fast ausschließlich am Ausgange der Karpatentäler unterhalb der Gebirgsübergänge stehen, eine, wo die Täler sich verbreitern, eine an der Mündung des Karpatenflusses in den Sereth, dessen Längsrichtung wieder Handel und Verkehr nach Polen und der Ostsee begünstigt. In ihrer Erscheinung sind sie ebenso wie der Entstehungszeit nach Spätlinge der deutschen Stadtkultur (s. Karte II).

Die mittelalterliche Stadt des Donauraumes ist überall eine deutsche Stadt. Auch wo sie nicht, wie in den deutschen Alpenländern, aus deutschem Raum und Volk hervorgewachsen oder in ihn eingepflanzt ist, ist sie entweder mit deutscher Bevölkerung oder wenigstens mit deutscher Bürgerschaft von frühester Zeit her ausgestattet, sie erhält deutsches Recht und deutsche Verwaltungs- und Verfassungsformen, künstliche Gründungen haben den deutschen Grundriß. Viele tragen deutsches Stadtbild durch deutsche Haus-, Platz- und Straßenformen, durch Kirchen deutscher Bauart. Vielleicht gab es davon, was sich heute nicht mehr beurteilen läßt, nur im außerkarpatischen Raume Ausnahmen, dessen Städte bei deutschem Recht und deutscher Verfassung doch vielleicht nur einen beschränkten deutschen Bevölkerungsanteil in ihrem Bürgertum besaßen. Nur ganz wenige Städte waren von ihrer Gründung an ganz ohne Beziehung zum Deutschtum, so Tabor in Böhmen, die letzte Stadtgründung in Böhmen (durch die Hussiten 1420), das durchaus den bewußten Gegensatz zu den deutschen Städten darstellt. Deutsche Stadtnamen gab es und leben seit jener Zeit im ganzen östlichen Mitteleuropa. Sie setzen in Böhmen mit Falkenau, Friedland, Reichenstein, Winterberg usw. ein, finden sich in Mähren mit Schönberg, Mährisch-Neustadt, in der Slowakei mit Rosenberg, Frauenmarkt, Neustadt u. a. bis in die südöstlichste Ecke des Karpatenraumes, wo Hermannstadt und Kronstadt den deutschen Namen vertreten. Selbst auf dem Boden der Walachei ist noch das vom Deutschen Ritterorden eingerichtete Langenau vom Ursprung an deutsch benannt (später ins Rumänische mit Câmpolung übersetzt). Ursprünglich deutsch sind die Namen der meisten oberkrainischen Städte: Stein, Krainburg, Rudolfswert, Gurkfeld, Radmannsdorf, Neumarkt u. a. Selbst der Name Laibachs erscheint zuerst in dieser deutschen Gestalt. Andere Städte werden von den fremdsprachigen Nachbarn als deutsche benannt (Neamţu in der Walachei) oder durch einen Zusatz so bezeichnet (Deutsch-Proben, Deutsch-Landsberg aus slaw. lonča, d. i. Sumpf, Sächsisch-Regen). Von vielen deutschen Einwanderern oder Gründern wird zwar bei friedlicher Nachbarsiedlung der einheimische Name übernommen, aber mundgerecht eingedeutscht. So erscheint der Name von Brünn

zuerst in der eingedeutschten Form: Brinen (bei Cosmas vor 1125), in der Slowakei werden die slawischen Namen von den Einheimischen selbst oft genug vergessen und die deutschen Namen hernach übernommen oder übersetzt. Die meisten

- Sachsenstadt in Siebenbürgen
- S mit sächsischer Niederlassung und mit deutschem Recht.
- ✕ mit Erzbergwerk
- .. mit Salzbergwerk
- L mit Residenz oder Burg eines Landesfürsten.



Karte II. Altrumäniens sächsisch-deutsche Städtegeneration.

Die Eintragung in die Karte geschah nach der Zusammenstellung in Jorgas „Geschichte des rumänischen Volkes“, I. Bd.

Nicht als Städte gezählt wurden aus den dort ersichtlichen Gründen: Sorocea, Tighuna, die niemals Stadtrecht erhielten, Hirsova in der Dobrudscha, Turnu-Măgurele, das erst im 19. Jahrhundert zu städtischem Leben gelangt. Es sind auch unter den eingezeichneten wahrscheinlich manche, die auch für die zweite Städtegeneration im Westen nicht den Reifegrad besaßen. Aber ihre Lage, welche zugleich die alten Handelswege bezeichnet, machte ihre Eintragung wünschenswert. Hier wurde also der strenge Standpunkt nicht eingehalten wie für Karte I.

Städte haben wenigstens zu ihrem Namen eine deutsche Nebenform (Budweis, Leitmeritz, Troppau, Großwardein, Weißenburg für Belgrad).

Im ganzen Raume des östlichen nichtdeutschen Mitteleuropa vom Sächsisch-böhmischen Erzgebirge bis über die Süd- und Ostkarpaten hinaus nahe an das

Schwarze Meer heran erwuchs in außerordentlich kurzer Zeit ein blühendes Städtewesen. Es muß immer wieder das größte Erstaunen und die größte Bewunderung erregen, wenn man mit einem Male seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts im Donauraum und dazu im weiten ostelbischen Norddeutschland und im Slawenlande bis zum Dnieper durch die Taten des deutschen Bürgertums zahllose Städte entstehen und ihr Werden und Wachsen Jahrhunderte fort dauern sieht. Seit der deutschen Zusiedlung blüht ein bisher unbekanntes Bevölkerungswachstum auf, zugleich eine gewerbliche und Handelsdifferenzierung, dazu ein neues Rechtsleben aus deutscher Quelle und eine Fortentwicklung deutscher Stadtbaugedanken, die ohne Unterbrechung nach dem Osten einfließt.

Wichtigste Literatur: Hermann Aubin, Von Raum und Grenzen des deutschen Volkes. Studien zur Volksgeschichte, Breslau 1938 (6., 9. und 10. Abh.). — Franz J. Beranek, Die deutsche Besiedlung des Preßburger Großgaus. Veröff. Südostinst. München, Nr. 24, 1941. — Alfons Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung, 2. Aufl., Wien 1923. — Anton Höning, Deutscher Städtebau Böhmens, Berlin 1921. — Nik. Jorga, Geschichte des rumänischen Volkes. I. und II. Bd., 1905. — Raimund F. Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpatenländern. I. und II. Bd., Gotha 1907. — Hans Kaser, Der Volks- und Kulturboden des Slowakeideutschtums. Schr. Osteuropa-Inst. Breslau. N. R., H. 2, Breslau 1934. — Erich Keyser, Bevölkerungsgeschichte Deutschlands, 2. Aufl., 1941. — Ernst Klebel, Siedlungsgeschichte des deutschen Südostens. Veröff. Südostinst. München, Nr. 14. — Rudolf Köttschke, Die Anfänge des deutschen Rechtes in der Siedlungsgeschichte des Ostens (ius teutonicum). Ber. Vhg. Sächs. Akad. Wiss. Leipzig, phil.-hist. Kl. 93, 1941, H. 2. — Rudolf Köttschke und Wolfgang Ebert, Geschichte der ostdeutschen Kolonisation, Leipzig 1937. — Friedrich Metz, Die Tiroler Stadt. Geogr. Jbr. a. Österr. XVI, 1933, S. 157—181. — Dr. J. Nistor, Die auswärtigen Handelsbeziehungen der Moldau im XIV., XV. und XVI. Jahrhundert, Gotha 1911. — Hans Pirchegger, Geschichte der Steiermark, 2. Aufl., I. Bd., 1936. — Konrad Schünemann, Die Entstehung des Städtewesens in Südosteuropa. Südosteuropäische Bibliothek I. — Otto Stolz, Abschnitt: Handel und Gewerbe, Märkte und Städte in: Tirol. Land und Natur, Volk und Geschichte, Geistiges Leben, München 1933, S. 305—336. — Carl Storm, Burgen und Städte im mittelalterlichen Friaul. Dte. Schr. Ld.- u. Volksforsch., Bd. 5, 1940. — Max Vancsa, Geschichte von Nieder- und Oberösterreich I u. II, Gotha 1905 u. 1922. — Hermann Wengert, Stadtanlagen in Steiermark, Graz 1928. — Wilhelm Weizsäcker, Eindringen und Verbreitung der deutschen Stadtrechte in Böhmen und Mähren. Dt. Arch. Ld.- u. Volksforsch. I/1, S. 95—109. — Ders., Das Recht. In: Das Sudetendeutschtum. Festschr. Ver. Gesch. Dtn. Böhmen I, S. 109—149. — Dazu die zahlreichen einschlägigen Art. im Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums.

Die Donau-Save-Linie ist wieder Südgrenze, jetzt für das deutsche Städtewesen. Im Volksraume der Serben scheinen sich die Einflüsse von allen Seiten her zu überschneiden. Im Serbien der Nemanjiden (1171—1371) gab es hauptsächlich im südlichen Teil aus der Städtegeneration der Römer und Griechen ein Erbgut, das seine stärkste Nachwirkung jedenfalls von Byzanz aus übte wegen der längeren Dauer der Herrschaft und der größeren Nähe des Kulturmittelpunktes, von dem auch die Christianisierung und Kultivierung der Südslawen ausgegangen

war. Das noch lange erhalten gebliebene romanische und griechische Bevölkerungselement bewahrte wohl auch die Märkte in Gebrauch, die für den Binnenhandel und die Entstehung eines serbischen Städtewesens die Grundlage bilden konnte. Beides scheint aber sehr primitiv gewesen zu sein, Ansätze zu einem Städtewesen dürften erst ins 13. Jahrhundert fallen. Von Norden her kamen deutsche Bergleute als differenzierende Oberschichte ins Land; wie weit ihnen neue Städte zu verdanken waren, vermag ich vorläufig nicht zu sagen. Von Westen aus den Handelsstädten an der Adria (besonders Cattaro und Ragusa) wanderte ein italienisches Kaufmannselement zu, das sich in manchen Städten der Südosthalbinsel bis nach Konstantinopel niederließ. Auf Reisen bediente es sich noch der Zelte, Hane und Basare gab es, scheint es, noch nicht. Die zentralen Orte zeigten wohl noch Steinbauten aus der byzantinischen Zeit, die serbischen Zuwanderer werden hauptsächlich in Lehmhütten gewohnt haben. Erst im 14. und 15. Jahrhundert begannen auch die Kirchen- und Klosterbauten, die sicher in ihrer Bau- und Ausstattungsart ganz unter byzantinischem Einflusse, wenn nicht von griechischen Baumeistern errichtet wurden. In dieser Mischung von Einflüssen verschiedenster Art fehlte jedenfalls noch ein gemeinsames Kraftzentrum. In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters entstand aber auch dort ein Städtewesen, wozu die großen Sultane der Osmanen, aufbauend auf die vorhandenen kümmerlichen Reste und schon aus den Bedürfnissen ihrer Heere und später auch ihrer Weltstadt Konstantinopel einen Teil beitrugen⁶².

Aus welchen Ursachen endigt nun im 15. Jahrhundert die große Zeit der deutschen Städtegründung? Rein statisch und quantitativ betrachtet, muß jede Auswanderung und Kolonisation in der Heimat der Auswanderer einen Rückgang der Bevölkerungszahl zur Folge haben, der erst in der nächsten Menschen- generation wieder ausgeglichen wird. Die ungünstige Entwicklung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse hatte die deutschen Bauern in die Städte getrieben, und insbesondere dieser Zustrom hatte im Deutschen Reich und seinen östlichen Nachbarstaaten das Städtewesen so mächtig aufblühen lassen. Sowie aber die Erkenntnis der Vorteile, die aus dem Städtewesen dem Landesfürsten, dann den geistlichen und adeligen Grundherren entsprangen, tiefer drang, versuchte sich auch der einheimische kleine Adel in Städtegründungen, die häufig wegen der Kleinheit des Einflußbereiches nur halbe Erfolge oder Mißerfolge bedeuteten. Da es diesen Gründern an den weiten Verbindungen und den Mitteln fehlte und auch die Vorteile, die sie bieten konnten, nicht denen der großen Gründer das Gleichgewicht bieten konnten, so holten sie sich die handwerkliche und gewerbliche Bürgerschichte aus den Einheimischen; damit verband sich in nichtdeutschen Ländern auch das erste Aufkommen einer nationalen Reaktion, genährt von der Eifersucht gegen die Deutschen und ihre Rechte, die sich im 15. Jahrhundert in der Schöpfung von Nationalstaaten auslebte. Dieser Rückstau, der hauptsächlich vom nationalen Adel ausging, hemmte die weitere Zuwanderung

⁶² Literatur: Konstantin Jireček, Geschichte der Serben, II. Bd., Gotha 1915. — Ders., Staat und Gesellschaft des mittelalterlichen Serbien. Denkschr. Akad. Wiss. Wien, phil.-hist. Kl., I. Teil, 56. Bd., 2. Abh.; II. Teil, 3. Abh.; III. Teil, 58. Bd., 1914, 2. Abh.; IV. Teil, 64. Bd., 1920. — Ders., Die Romanen in den Städten Dalmatiens im 14. u. 15. Jht., ebd. 48. Bd., 1902, und 49. Bd., 1. Abh. — Ders., Die Bedeutung von Ragusa in der Handelsgeschichte des Mittelalters. Almanach d. k. Akad. Wiss. Wien, 49. Jg., 1899, S. 365—401. — Charles Diehl, Manuel d'Art byzantin, Paris 1910.

und Unterstützung des deutschen Städtewesens. Die zuletzt gegründeten Städte waren klein, hatten meist schon weniger günstige Standorte, viele von ihnen gingen später wieder ein, ein Zeichen dafür, daß der Raum nach der vorhandenen Bevölkerungsdichte bereits zur höchsten tragbaren Städtezahl gelangt war, tragbar im Vergleiche zur bäuerlichen Volksmenge und dem Bedarfe an bürgerlichen Tätigkeiten, also zur Kulturhöhe.

Es sind aber doch auch noch andere Ursachen, die im östlichen Mitteleuropa auf das Städtewesen hemmend einwirkten:

Während die großen Entdeckungen an der Zeitenwende vom Mittelalter zur Neuzeit das Schwergewicht des Handels und Verkehrs immer mehr nach den atlantischen Häfen und Städten verschoben, wurden die Alpen- und Donaustraßen immer mehr zu Nebengeleisen des Fernverkehrs. Da geschah es auch noch, daß sich im Osten der Staat der Osmanen vor die Orientverbindungen der Mittelmeerstädte aufbaute und deren weitere Handelstätigkeit hemmte, so daß auch die von den italienischen und griechischen Städten ausgehenden Fernstraßen nach dem Donauraum an Bedeutung verloren, die Städte dort ihren Wohlstand und ihre Handelsinitiative einbüßten. Da die Osmanen unter der Führung ihrer großen Sultane ihr Staatsgebiet über die Südosthalbinsel bis in den pannonischen Raum vorbauten, war der Drang nach dem Osten und der deutsche Donauhandel abgeriegelt. Der Versuch, auch Wien zu überwältigen, ist dafür von symbolhafter Bedeutung. Wenn er auch mißlang, so bedeutete die folgende Türkenherrschaft doch auf Jahrhunderte für die Städte des Donauraumes den Zwang zu einer Umstellung. Viele Städte an der Ostgrenze hatten nur mehr die Aufgabe der Grenzwehr. Kleine Städte, die keine Gelegenheit oder nicht die Kraft zu neuen Aufgaben fanden, sanken wieder in ein dörfliches Wesen zurück.

Neue Städte haben die Türken sicher nirgends gegründet. Aber ohne Umwandlungen ging ihre Herrschaft nicht vorbei. Was ihr Städtewesen im äußeren Bilde vom mitteleuropäischen unterscheidet, das nahmen sie aus ihrer Heimat in die Neuländer mit. Es wurden also Moscheen gebaut, Hane als Herbergen errichtet, ihre Festungsbauten und Kasernen hielten ihren Einzug in die Städte, soweit sie unterworfen wurden. Von dem allen ist bis heute fast nichts übrig.

Hat man nun das Recht, auf Grund dieses Tatbestandes von einer türkischen Städtegeneration zu sprechen? Das muß abgelehnt werden, und zwar weil die osmanische Herrschaft keine neuen Städte, aber auch kein Städtewachstum hervor gebracht hat. Die osmanischen Türken waren im ganzen keine Städtegründer, eher schon ihre Vorläufer, die Seldschuken in Kleinasien. Was im Süden des Donauraumes in den Städten einzog, waren ohne Zweifel Merkmale einer eigenen türkisch-mohammedanisch-orientalischen Städtefamilie. Sie hat ihre Familienbesonderheiten auf den pannonischen Raum auszudehnen vermocht. Ein neues Städtewachstum entsteht im Alföld durch die Anhäufung der Bevölkerung aus dem unter der Türkenherrschaft unsicher gewordenen offenen Lande nach wenigen zentralen Orten. Sie blieben trotzdem zunächst klein, bevölkerungsschwach und erhielten erst Anstoß zu kräftigerer Entwicklung durch den nach der Befreiung von der Türkenherrschaft anhebenden wirtschaftlichen und Bevölkerungsaufbau. Sie sind also doch im großen und ganzen erst ein Werk des 18. und 19. Jahrhunderts.

Seit dem 16. Jahrhundert gibt es auch einen italienischen Einschlag in die Stadtbilder des Donauraumes. Er ist in Tirol, Kärnten (Spittal an der Drau, Villach und Klagenfurt), in Bayern (Passau) und in der Steiermark (Graz), auch in Wien und sogar in Prag spürbar, in Salzburg in der bischöflichen Stadtschaft durch die Tätigkeit des Erzbischofs Wolfdietrich recht auffällig. Er beschränkt sich aber

auf die Gestaltung von Palästen und Schlössern. Die Gestaltung eines ganzen Stadtbildes wird nirgends durchgesetzt. Das Barock wird hier nicht dem italienischen Einfluß zugeteilt.

Wiederum wird, wie in der Latènezeit, der ganze Donaauraum von einem einheitlichen, diesmal deutschen Städtewesen durchdrungen, so dicht, daß dazwischen der Anteil der Nichtdeutschen vor der Menge und Macht des deutschen Bürgertums als schwache Minderheit zurücktritt. Das deutsche Städtewesen übergreift auch das östliche, gemischtvölkische Mitteleuropa. Aber es ist dort weniger raumfremd als das römische einst in den Ostalpen, denn um die deutschen Städte sind von den Sudeten bis zu den Südkarpaten deutsche Bauerndörfer ausgesetzt, die für viele von ihnen den Nachwuchs der bürgerlichen Schichte sichern. Wieder sind die Donau-, bzw. die durch sie vereinigten Becken- und Tallandschaften die Hauptachse dieser neuen Kulturwelt, von der der ganze Raum erfaßt wird. Die große Zahl nichtdeutscher Volkstümer wird gerade durch das deutsche Städtewesen zu einer gemeinsamen Kultur, der deutsch-abendländischen, angeleitet. Das Gemeinschaftsleben und die Gemeinschaftsordnung der deutschen Stadt erziehen sie zu einem höheren Gemeinschaftssinn und wirken dadurch mit, den Donaauraum für die abendländische Kultur zum Wehr- und Grenzraum gegen den Osten und Südosten, gegen die von dort drohenden Gefahren zu sichern und verlegen die Kulturgrenze weit nach Osten, welche Mitteleuropa vom griechisch-byzantinischen, bzw. türkischen und vom osteuropäisch-ostslawischen Fremdwesen trennt. Durch die Verbreitung vom Kanal und der Nordsee bis zum Schwarzen Meer halten die deutschen Städte das gesamte Handels- und Verkehrswesen zwischen dem Romanischen und dem Baltischen Mittelmeer in ihrer Hand. Der Donaauraum hat seine Vermittleraufgabe in bewundernswerter Arbeit erfüllt. Er gab den Völkern des Ostens bis zum Schwarzen Meer und den Südgrenzen des Donaugebietes ein neues Wesen, aber auch die Verbindung mit der abendländischen Kultur- und Geisteswelt, die trotz der bald darauf so stark im kleinnationalen Sinne hervorbrechenden Gegenbewegung, die sich in den Haßausbrüchen der Hussiten und in den im 15. Jahrhundert entstehenden Nationalstaaten auslebte, doch nicht mehr verlorengehen konnte. Wenn wir heute von einem neuen Europa reden und denken, so ist das nur möglich, weil die Völker durch die von deutschen Bürgern vermittelte Geisteshöhe dafür gereift und einander näher gebracht wurden.

IV.

Die im Mittelalter gegründeten oder gewachsenen Städte wachsen zwar auch in den ersten drei Jahrhunderten der Neuzeit weiter, aber doch so wenig, daß im allgemeinen ihr Antlitz, ihr Stadtbild, ihr Profil, ihr Areal ziemlich gleich bleiben. Das gilt besonders relativ im Vergleich zu dem plötzlichen Anstieg ihrer Bedeutung, ihrer Größe und ihrem Baucharakter im Hoch- und Spätmittelalter und ganz besonders im Vergleich zu dem Anstiege der Wachstumskurven, der sich im 19. Jahrhundert einstellt. Das zeigen die nach Hundertsätzen der Zunahme von einer Volkszählung zur nächsten gezeichneten Wachstumskurven, die Kurka für die städtischen Siedlungstypen des alten Österreich gezeichnet hat⁶³, sehr deutlich. Es kann deshalb hier einfach auf sie verwiesen werden. Die entsprechenden Darstellungen nach den absoluten Einwohnerzahlen der Städte sind, wie bekannt, logarithmische Kurven, verschieden ist nur der Beginn des Kurvenanstieges und

⁶³ Gustav Kurka, Das Wachstum städtischer Siedlungstypen Österreichs. Zur Geographie der deutschen Alpen. Sieger-Festschrift, Fig. 1—3, S. 194, 195, 199.

die Intensität des Wachstums. Die jüngste städtische Entwicklung, die bei uns im Donauraume in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzt, ist ohne Zweifel eine Erscheinung des kapitalistischen Zeitalters, hervorgerufen durch dessen Verkehrs- und Industrieschöpfungen. Es gab zwar schon im 16. Jahrhundert einen industriellen Aufschwung und ein Streben nach Großwirtschaft, das für diese Zeit auch den Gebrauch des Begriffes Kapitalismus erlaubt, aber nach einer heftigen Depression während und nach dem Dreißigjährigen Kriege brachte doch erst der Merkantilismus des 17. und 18. Jahrhunderts eine lebhaftere Entwicklung. Wiewohl auch bei uns schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Industrie- und Verkehrsunternehmungen geschaffen wurden, rang doch die Industrie noch um ihre Existenz, ehe die Erholung nach der liberalen Revolution allmählich der neuen Entwicklung freie Bahn ließ. Dann begann der Aufstieg der städtischen Siedlungen in Verbindung mit einer sehr starken Landflucht.

Wie an der Spitze der mittelalterlichen Stadtentwicklung der Zustrom rein gewerblicher und händlerischer Kreise nach den zentralen Siedlungen und damit eine neue räumliche Differenzierung der Bevölkerung steht, so bringt auch das neue Wachstum der Städte der kapitalistischen Zeit eine neue Differenzierung, das Großgewerbe trennt sich vom Handwerk, der Groß- und Fernhandel löst sich von der Erzeugung. Die arbeitsteilige Wirtschaft erst macht die Differenzierung möglich, sie fördert die Entstehung eines eigenen Arbeiterstandes und mit dieser Wirtschaftsform beginnt ein in der Geschichte einzig dastehendes Bevölkerungswachstum, das weit überwiegend den Städten zugute kommt, während die Landgemeinden entweder die Bevölkerung weniger dicht anhäufen oder gleichen Bevölkerungsstand behalten. Wo die Industrie hinkommt, wächst die Menschenzahl; wo der Verkehr in irgendeiner Gestalt Menschen auf das Land führt, erhält sich deren Zahl auch dort. So entstehen in dieser letzten Städtezeit vornehmlich Industriestädte.

Es gibt noch eine Anzahl anderer Funktionen, die in der letzten Städtegeneration stadtbildend auftreten, Funktionen, die Stadtschaften um ihren Funktionsraum aufzubauen imstande sind und dadurch die Stadt als primäre Stadtelemente erzeugen oder als sekundäre die Stadt erweitern. Es gibt z. B. auch in der zweiten Städtegeneration Badeorte, aber der Baderaum war in ihnen nur eine kleine Hütte, in der viele Personen zugleich ihr Bad nehmen konnten. Erst der Brauch des 19. Jahrhunderts und die Massigkeit seines Fremdenverkehrs machte die Anhäufung von besonderen Badeeinrichtungen und von Wohn- und Herbergsvorsorgen nötig. So entstehen in der dritten Städtegeneration Städte, die nur dieser Funktion dienen, aus ihr unmittelbar erwachsen sind, wie Rohitsch-Sauerbrunn, Sauerbrunn im Burgenlande, Balatonfüred, Zakopane, Luhatschowitz in den Westkarpaten, Herkulesbad in den Südkarpaten. Andere setzen nur an ihre Altstadt eine so starke Badestadtschaft an, daß diese dem ganzen Ort das Gepräge einer Badestadt gibt, wie Dorna Watra, Ischl, Baden bei Wien u. v. a. Mit weniger Recht spricht man von Schulstädten. Es entspricht der im demokratischen Zeitalter gesetzlich geregelten allgemeinen Schulpflicht, daß die Zahl der Schulen erhöht wurde, so daß die Schule zu einer allgemeinen Einrichtung in allen Städten wurde; aber wenn nun eine Stadt durch Schulen ihr besonderes städtisches Leben bekommt, so sind doch sehr selten die Schulen so in einem Stadtviertel vereinigt, daß dadurch das Charakterbild der ganzen Stadt beeinflußt wird. Für kleinere Städte, die keine andere Funktion höher entfaltet haben, kann das einmal zutreffen, wie für Ungarisch-Hradisch. Für die größeren Bau- und Apparaterfordernisse einer Universität mit den zahlreichen ihr zuwandernden Hörern könnte das

eher gelten, der Donauraum hat nur in großen Städten seine Hochschulen, die für sie allerdings stadterweiternd wirken (Graz, Brünn, Fünfkirchen, Debreczin).

Anders wirkte die allgemeine Wehrpflicht auf die Gestaltung der Wehrstadt. An die Stelle der Burg und Stadtmauer tritt die Mehr- oder Vielzahl der Kasernen, Militärschulen und -behörden. Sie schließen sich am Außenrande der Stadt nicht zu einem Gürtel zusammen, sondern stehen in Blöcken an den Ausfallstraßen.

Generationsmerkmale. Für die moderne Stadt ist keine ausführliche Besprechung der Generationsmerkmale erforderlich, weil zahllose Stadtmonographien darüber schon berichten, weil die Stadt noch lebend vor uns zur Beobachtung steht und nicht das Besondere-Einzelne, sondern das Alltäglich-Allgemeine hervorgehoben werden soll. Hier handelt es sich hauptsächlich um jene der Generation eigenen Erscheinungen, die die moderne Stadt von den früheren Städtegenerationen unterscheiden, bzw. die Merkmale früherer Generationen fortsetzen und erweitern.

Die räumliche Differenzierung ist bis zur Trennung der Funktionen nach Stadtschaften fortgeschritten. Unter einer Stadtschaft soll ein solcher Stadtteil (Stadtviertel) verstanden werden, der sich beruflich, sozial, funktionell und deshalb geographisch von den anderen differenzieren läßt. Der Händlerplatz, die Handwerker-gasse, sind Vorläufer solcher Stadtschaften. Es kommen jetzt hinzu: die Industrie- und Verkehrsstadtschaften, die Universitäts-, Bade-, Verwaltungs- und als größte die verschiedenen Wohnstadtschaften^{63a}. Die Industrie konnte wegen ihrer durch die Massengütererzeugung, durch die Verwendung von Maschinen und die Einstellung einer sehr großen Arbeiterzahl gesteigerten Raumforderungen nicht mehr in der Stadt Platz finden, sie rückt an ihren Rand oder wenigstens in die äußeren Stadtteile, das Weichbild und die Vororte. Ebenso verlangt der moderne Verkehr besondere, seinen Raumbedürfnissen entsprechende Anlagen, die nicht in die innere Stadt eingeführt werden können, das sind die Eisenbahngleiseanlagen, die großräumigen Hafenbauten, die Flugplätze. Sie werden alle an den Rand der Stadt gestellt. So wird in großen Städten ein besonderer Innen- und Vorortever-

^{63a} Das Wort Stadtschaft wurde schon von Max Eckert (Die Entwicklung der kartographischen Darstellung von Stadtbildern, S. 1, in: Die Stadtlandschaften der Erde, hgg. von S. Passarge, Hamburg 1930) zu anderem Gebrauche vorgeschlagen, nämlich für den „gesamten Häuserkomplex einschließlich Straßen und Plätzen, ohne Berücksichtigung ihrer Umgebung und ihrer Einwirkung auf das gesamte Landschaftsbild. Mit Stadtschaft soll mehr das bauliche Element innerhalb der Stadtlandschaft getroffen werden. Oder sollten wir am besten nicht gleich ‚Stadtschaft‘ für ‚Stadtlandschaft‘ sagen?“ So Eckert. Weder der eine noch der andere Gebrauch des Wortes hat sich eingelebt. Da Eckert mit Recht (in dem vorausgehenden Absatze) findet, daß „Stadtlandschaft“ mit „Stadt“ zusammenfalle, kann dieses sprachlich schwer tragbare Wort als überflüssig gelten. Das bisher nicht in Übung gekommene Wort „Stadtschaft“ könnte für ein Stadtelement eingeführt werden. Das dafür geläufige Wort „Stadtviertel“ paßt sehr gut, wenn man sich darunter nicht meist einen größeren Stadtraum wenigstens von mehreren Häuserblöcken vorstellte. Die Verkehrsstadtschaft z. B. fügt sich in diese Gewohnheit nicht recht ein, weil sie die Geleiseanlagen mit einschließt. Auch ist ein solches Stadtelement zu sehr mit anderen verzahnt, durchdringt sich mit ihnen am Rande. „Stadtviertel“ muß es also noch immer weiter im Sprachgebrauche geben, die „Stadtschaft“ möge in mehrfach differenzierten Siedlungen zur Kürze und deutlicheren Unterscheidungen beitragen.

kehr mit besonderen Einrichtungen nötig. In den Verkehrsstadtschaften erhält wohl der Groß- und Ferntransport besondere Bauten, aber der einst mit ihnen verbundene Groß- und Fernhandel bleibt in eigenen Kanzleien in der inneren Stadt, wo er für alle gleich erreichbar ist. Er und alle die Werkräume, die der ganzen Stadt dienen oder sogar für einen Gau oder den Staat Aufgaben zu erfüllen haben, bleiben nach Möglichkeit in der allseitig erreichbaren Innenstadt, müssen aber auch wegen ihrer Raumansprüche dorthin verlegt werden, wo die Stadt noch Raum bietet, sehr häufig daher in den durch Niederlegung der Befestigung freigewordenen Raum zwischen der Altstadt und den außen zugewachsenen Stadtteilen (Wien, Ringstraße; Bukarest, Bulvardul; Graz, Glacis usw.); nur ein völliger Neuaufbau wie in dem durch Überschwemmung zerstörten Szegedin erlaubt den Einbau eines ganzen Universitätsviertels in die Stadt, in Debreczin mußte es schon außerhalb angelegt werden. Kleinbauten in der inneren Stadt gestatten freiere Raumverfügung (z. B. in Großwardein, Belgrad, Bukarest [sogar eine neue Königsresidenz]) als hohe oder künstlerisch wertvolle Althäuser wie in Wien, Budapest, Graz, Ödenburg, Agram. Durch die große Anzahl zentraler Funktionen werden die Räume der inneren Stadt so sehr in Anspruch genommen, daß sich daraus eine Aushöhlung der inneren Stadt ergibt, die von unten her nach oben fortschreitet. Deshalb nimmt deren Bevölkerungszahl und die Behausungsziffer dort ab (Citybildung). Die daraus vertriebenen Wohnungen häufen sich in besonderen Wohnstadtschaften an. Es wurden hier Erscheinungen zusammengestellt, die sich in den Großstädten deutlicher und schärfer einstellten als in den Mittel- und Kleinstädten. Das hat aber auch seinen Grund darin, daß eben die Großstadt selbst, d. i. die Stadt mit mehr als 100 000 Einwohnern gerade der letzten Städtegeneration charakteristisch ist und ihre Größe der Selbstverstärkung infolge der Anhäufung mehrerer neuer Funktionen verdankt. Die gleichen Erscheinungen sind aber auch an den Mittelstädten, nur mit geringerer Stärke, zu beobachten.

So ist auch allen Städten die Spinnenform eigen, die durch die Eigenart des Wachstums längs der nach außen führenden Straßen entsteht. Die Spinnenarme erfassen die vor den Städten liegenden Dörfer und um- und überwachsen sie bis zur völligen Einverleibung und Angleichung. Deren Zahl, die Raschheit und Kraft der Angleichung und die Länge der Wachstumsarme richten sich nach der Größe und deren Zunahmegeschwindigkeit der Stadt. Nicht hängt davon die Spezialisierung der Stadt nach ihren Funktionen ab, denn die größten Städte haben alle, die kleinen nur einige besondere Aufgaben im Volks- und Staatsganzen (Steyr die Waffenfabrik, Leoben und Kapfenberg die Hochöfen, Liesing und Schwechat die Brauereien, Hainburg und Fürstenfeld ihre Tabakwarenfabriken, Brünn die Textil- und Eisenwerke, Auspitz und Ödenburg die Zuckerfabriken, Ploesti die Erdölbohrtürme, Großwardein die Riesenplätze für die Viehmärkte). Da jede Fabrik ihre besondere Raumgestalt hat, erhält auch das Erscheinungsbild der Stadt eine große Mannigfaltigkeit. Die Besonderheiten, die ihr aus der Landschaft der Umgebung, dem Relief und der Bodenunterlage, ferner aus der Eigenart der älteren und jüngeren Bauwerke entspringen, kommen hinzu.

Aus dem Überwachsen der Dörfer der Umgebung, aus der Raschheit des Wachstums, das den Baumeistern gar nicht die Zeit zu eigenwüchsigen Bauten ließ, auf der wahllosen Vermischung verschiedener Hausformen zwischen städtischen Randbauten, ihrer wechselnden Höhe und Breite ergab sich für die moderne Stadt oft genug ein unschönes Nebeneinander, wenn nicht sogar die Bauten selbst ohne Rücksicht auf die umgebende Stadtschaft eingesetzt wurden. Es wurde darüber viel geklagt, aus den Bestrebungen der Stadtbaukunst kommt aber jetzt die

Besserung. Waren nicht auch im Mittelalter, in der Zeit der werdenden Städte, die ersten Stadtbilder von ähnlicher Häßlichkeit und Unausgeglichenheit, ehe sie am Ende des Mittelalters oder in der Renaissance oder noch später, in den Zeiten, aus denen die schönen alten Stadtbilder stammen, zu der vollendeten Bauform gelangten?

Von den Hausformen war bisher bei keiner der Städtegenerationen besonders die Sprache, und zwar mit Bedacht. Denn die Hausformen ändern sich im allgemeinen nicht nur mit der Generation. Walter Geisler⁶⁴ hat die verschiedenen Gestalten näher bestimmt und in ihrem Einflusse auf das Stadtbild untersucht. Die Form wechselt nicht nur zwischen den Generationen, sondern ebenso sehr innerhalb einer Generation nach dem Baugeschmack; besonders die jüngste Generation von Städten hat recht viele Baustile, auch das wiederholte Aufleben von Bauformen früherer Zeiten erlebt. In der dritten und letzten Städtegeneration ist auf dem Boden des Donauraumes mit dem Erwachen des Nationalgefühles ein Wechsel der Bauformen mitgegangen, der für die moderne Städtegeneration charakteristisch ist. Bis in die neueste Zeit herrschte im Donauraum ohne erheblichen Widerspruch der deutsche Baugeschmack so sehr vor, daß in ihm bis in die Zweckbauten ein einheitlicher Stil zu finden ist; eine Tatsache, die um so auffälliger war, als die Gestalt der Bauernhäuser bei jeder einzelnen von den zahlreichen Nationalitäten grundverschieden sein, ja sogar innerhalb der Volksräume selbst von Landschaft zu Landschaft wechseln konnte. Wer aber die neugebauten Theater oder die Kurhäuser der Badestädte verglich, konnte den Erfolg der Wiener Bauschule in dem ganzen Donauraum und darüber hinaus feststellen (die Theater in Brünn, Brüx, Aussig, Graz, Karlsbad, Budapest, Troppau, Preßburg; die Kurhäuser von Karlsbad, Baden, Dorna Watra, Budapest, Pistyan, Tatzmannsdorf, Herkulesbad). Im letzten Halbjahrhundert kamen bei den nichtdeutschen Völkern des Donauraumes jüngere Architekten auf den Gedanken, der nationalen Eigenart auch in den Städten dadurch zum Durchbruche zu verhelfen, daß sie einen nationalen Baustil schufen. Das geschah nicht immer mit Glück, weil der nationale Stil erst erfunden werden mußte, weil er ohne wesentliche Änderungen der schon eingewöhnten Grundform des Hauses bloß einzelne Bauelemente abzuwandeln vermochte, z. B. in Ungarn die Steilform der Kuppeln in Nachahmung der steilen Helmform, die man eine Zeitlang für eine ungarisch-nationale Rüstungsform hielt, oder einige orientalische Kleinformen. In Rumänien wurde mit mehr Glück auf byzantinische Details zurückgegriffen. Auch die Tschechen versuchten einen nationalen Baustil zu schaffen, kamen aber auch über die größere Buntheit der Fassaden und einige Originalitäten nicht hinaus.

Durch das Anwachsen der Industrie setzte sich innerhalb des Donauraumes ein Gegensatz mit größerer Schärfe durch, der früher in diesem Maße sich nicht im Stadtbilde geäußert hatte, nämlich der zwischen dem gebirgigen und an mineralischen Bodenschätzen reicheren Westen und dem mit fruchtbaren Ebenen ausgestatteten und deshalb mehr für Landwirtschaft geeigneten Osten. Gewiß trug dazu auch die Jugendlichkeit in der Entwicklung des Ostens bei, wo die Eignung und Neigung der Madjaren, Slowaken, Ruthenen, Südslawen und Rumänen für städtische Erwerbsarten noch nicht entwickelt war. Vor allem waren zwei Voraussetzungen für die Großindustrie noch nicht in hinreichendem Maße nutzbar: die Kraftstofflager als Lager des Rohstoffes mit größtem Gewichtsverlust mußten, solange die Industrie ihren Standort allein nach der Rentabilität wählte,

⁶⁴ W. Geisler, Die deutsche Stadt. Forsch. LVkde. XXII. 5.

ihre Anziehungskraft auf die maschinellen Betriebe zugunsten des Westens ausüben; auch die Wasserkraft war dort wegen der größeren Höhenunterschiede und der größeren Regenmengen leichter und in größeren Vorräten zu gewinnen als im Osten. Der Erdölvorrat Rumäniens konnte sich erst viel später auswirken (Erfindung und Auswertung des Explosionsmotors erst vor dem ersten Weltkriege, in dessen Verlauf die volle Erkenntnis der Bedeutung des Benzins). Außerdem benötigte die Industrie eine große Zahl geschulter Arbeitskräfte (Beamte und Arbeiter), die der höher differenzierte Westen des Donaumes reichlicher und besser bot als der Osten. Hatte sich der Unterschied der geschichtlichen Tiefe und dazu einer rassischen Veranlagung in der zweiten Städtegeneration mehr in der Verschiedenartigkeit der Waren ausgedrückt, die von den deutschen Kaufleuten angeboten werden konnten, so mußte sich jetzt die Gefällstufe der Kultur, die zwischen den beiden so gegensätzlichen Donaumes teilen besteht, auch im Stadtbilde deutlich erweisen. Die qualmenden Schlote, die nach der Art der Industrie verschiedenen Silhouetten der städtischen Randgebiete sind ein sichtbares Merkzeichen der westlichen Städte. Hanslik's Kulturgrenze⁶⁵ trennt auch den industriellen Städtetypus vom wenig oder nicht industrialisierten. Wer in eine Stadt, auch eine Mittelstadt, im westlichen Donaumes einfährt, muß zuerst durch solche Randbilder durch. Aber selbst Großstädte des Ostens entbehren einer solchen Signatur in gleichem Maße (Szegedin, Debreczin, Großwardein, Belgrad, Bukarest, Jassy); nur wenige haben die westlichen Formen erreicht (Budapest, Sarajewo, Agram); die meisten streben darnach.

Auch die Städteballungen sind ein Zeichen der dritten Städtegeneration im westlichen Donaumes; sie entstanden aus der Bindung der Industrie an die Kraftstoffe und die mineralischen als die schwersten Rohstoffe, andere Ballungen entstanden aus der Konsumorientierung der Industrie um die größten Städte, die ein Gefolge von industriellen Außenorten, an die zahlreichen Verkehrslinien, die nach ihnen zusammenlaufen, um sich gruppieren. Mittelpunkte solcher Ballungen sind Mährisch-Ostrau, Wien, Budapest, Prag.

Dadurch macht der westliche Teil des Donaumes die Entwicklung in der gleichen Richtung mit, die im ganzen westlichen Mitteleuropa (Deutsches Reich, Schweiz, Belgien, Holland) schon voraus eingeschlagen war. Nach Osten fällt eine Stufe in den östlichen Teil des Donaumes ab. Dort geht Ungarn den anderen südosteuropäischen Staaten voran und das neue Kroatien, Rumänien schließen sich an, Bulgarien und Serbien folgen nach. Die Sowjetunion hat in den beiden letzten Jahrzehnten einen beträchtlichen Teil des Vorsprungs, den Mitteleuropa in der industriellen und städtischen Differenzierung besaß, eingeholt. Auch die Türkei geht trotz der Schwäche, die noch in der geringen Dichte und Schulung ihrer Bevölkerung liegt, mit Riesenschritten dieser Entwicklung nach.

Nun zeigt aber bei der Bestimmung der Generationsmerkmale der modernen Stadt der Stadtbegriff, wie er oben eingeführt wurde, eine Schwierigkeit. Sie liegt darin, daß es sehr viele differenzierte Siedlungen gibt, denen wir nach unserer historisch gebundenen Gewohnheit nicht gerne den Stadtcharakter zubilligen. Denn eine größere Bahnstation, ein Flugplatz, ein Kohlenbergwerk, eine Zuckerfabrik können einem Dorfe bereits das Merkmal der Differenziertheit geben, während sein agrarischer Hauptbestand an Gehöften und Bevölkerung noch ganz unangetastet bleibt. Was nennen wir heute eine Stadt? Wie soll man die Zahl der Städte bestimmen, darnach die Städtedichte und den Städtefaktor usw.?

⁶⁵ Biala, eine deutsche Stadt in Galizien, 1909, S. 3/4.

Es sei gestattet, bei dieser Gelegenheit noch einmal auf den Vorschlag Olbrichts⁶⁶, den Großstadtbegriff zu einem relativen Begriff zu machen und je nach dem Grade der bereits erreichten Verstädterung zu ändern. Ganz abgesehen davon, daß ein solcher relativer Begriff nicht nur nach der Zeit, sondern auch nach der Kulturhöhe eines Volkes abgewandelt werden müßte und daher der Großstadtbegriff für Deutschland und England ein anderer sein müßte als z. B. für Rumänien, die Türkei, Iran, für die Länder mit kolonialer Bevölkerungsstruktur usw., ganz abgesehen davon, ist noch folgendes dabei zu erwägen: Die Begriffe „groß“ und „Größe“ sind natürlich an und für sich immer relative und daher je nach Zeit und Raum, Volk und Kultur sehr bequem abwandelbar. Allein hat man wirklich damit etwas erreicht, daß man für das Jahr 1600 eine Stadt mit 15 000 Einwohnern eine Großstadt nennt? Jedenfalls nicht mehr, als daß man sich mit der Behauptung, Deutschland habe im Jahre 1600 schon 12 Großstädte gehabt, im Jahre 1925 aber 56, über den Grad, den die Verstädterung in Deutschland angenommen hat, gründlich täuscht, denn Deutschland hatte im Jahre 1600 noch keine Stadt mit 100 000 Einwohnern. Man nimmt sich die Möglichkeit des Vergleiches des Bevölkerungsstandes in verschiedenen Zeitaltern, wenn man den Größenbegriff ändert. Oder hat heute die Sowjetunion die gleiche Zahl von Großstädten wie im Jahre 1917, wenn man nun angesichts des veränderten Bevölkerungszustandes einen anderen Größenbegriff unterlegt?

Wie also muß der Stadtbegriff in unserer modernen Zeit genommen werden? Dafür gibt es nach den obigen Feststellungen über den Stadtbegriff eigentlich nur eine Entscheidung. Eine absolute Einwohnerzahl darf nicht das Kennzeichen geben, wohl aber die Relativzahl der nichtagrarischen Bevölkerung. Man wird als allgemeinen Standpunkt wählen können: eine Siedlung mit 20 oder weniger als 20 v. H. agrarischer Bevölkerung sei eine Stadt. Es ist zuzugeben, daß dann die Klassifikation der Siedlungen mühereicher geworden ist. Wir haben aber gegenwärtig überhaupt keine begriffliche Eindeutigkeit für die städtischen Siedlungen, wir schleppen den mittelalterlichen Stadtbegriff mit, weil wir für heute kein Unterscheidungsmerkmal haben. Die Verwaltung macht schon längst keinen Unterschied mehr unter den Gemeinden, ob sie nun seinerzeit einmal als Städte oder Märkte gegründet wurden oder jüngst heranwuchsen. Wenn aber die Erdkunde eine Unterscheidung benötigt, muß sie sich einen solchen Begriff eben schaffen. Mit einer Gliederung nach dem agrarischen Bevölkerungshundertatz ist nun außerdem noch die Möglichkeit geboten, weitere Unterschiede zu machen. Man könnte die Siedlungen, die noch zur Hälfte von bäuerlicher Bevölkerung bewohnt sind, als differenzierte Siedlung bezeichnen. Der Ausdruck ist nicht geeignet, volkstümlich zu werden, aber die Unterscheidung, die hier vorgeschlagen ist, hat dazu überhaupt keine Eignung. Im Volke wird die Stadtwerdung des Mittelalters und der einmal verliehene Name „Stadt“ eben noch lange lebendig bleiben. Es ergäbe sich darnach die Unterscheidung der differenzierten Siedlung, worin die Hälfte der Bevölkerung oder mehr, bis zu 79 v. H., städtischen Berufen zugehört, von den Märkten mit 11 bis 20 v. H. und von den echten Städten mit 10 und weniger Hundertteilen landwirtschaftlich tätiger Bevölkerung. Man wird gegen diese Gliederung einzuwenden haben, daß die Unterscheidung nun doch in die Statistik abgesprungen sei. Indessen ist zu bedenken, daß jede exakte Gliederung irgendwie auf Zahlen angewiesen ist, daß die hier getroffene keine reine Größengliederung ist und daß sie nur als Ersatz für die

⁶⁶ S. oben S. 219 f. und Anm. 54.

Abschätzung des Differenzierungsgrades dient. Es wird zwar in dem Hundertsatz der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung nur eine Berufsgruppe der Bevölkerung gegeben und die berufliche Buntheit der Bevölkerung nicht direkt ermittelt; diese geht aber mit der Zahl der differenzierten Betätigungen häufig parallel, wenn auch sicher nicht immer. Je mehr Gelegenheit zu nichtagrarischer Arbeit eine Siedlung bietet, desto mehr schwindet der agrarische Bevölkerungsteil.

Mit den von anderen Geographen aufgestellten Definitionen und Unterscheidungen muß die Auseinandersetzung auf nächstens verschoben werden.

Zu dieser Methode der Stadtbestimmung ist noch einiges zu bemerken. Die Gemeinden, die darnach als städtisch zu rechnen sind, können leicht aus dem neuen deutschen Gemeindeverzeichnis festgestellt werden. Für die nichtdeutschen Staaten Mitteleuropas liegen ähnliche bequeme Übersichten nicht vor. Diese Art der Bestimmung hat einen sehr empfindlichen Mangel. Die städtischen Gemeinden des Mittelalters haben einen viel kleineren Flächeninhalt als die Gemeinden, die damals Dörfer oder Streusiedlungen waren und erst jetzt zu städtischem Charakter aufstiegen. Diese Gemeinden zählen immer noch die agrarische Bevölkerung der ganzen Umgebung, soweit sie auf ihrer Fläche liegt, auch die Streusiedlung mit und scheinen deshalb viel weniger differenziert als die alten Städte. Während man zu den Altstädten immer die zugewachsenen Siedlungen auf dem Boden der Nachbargemeinden hinzuzählen muß, um den Stand des Wohnplatzes als der geographischen Siedlung zu errechnen, sollte man für die neuen Städte die auf dem eigenen Gemeindeareal liegenden Dorf- und Streusiedlungen abziehen. Beides ist immer nur für bestimmte Fälle möglich, die man genau kennt oder wenigstens nach Karten großen Maßstabes untersuchen kann. Das ist eine Schwierigkeit, deren man sich nur bewußt zu sein braucht, um ihr ausweichen zu können. Sie begegnet jedem sogleich, wenn er von dem Boden eines Staates auf einen anderen übergreift, weil in ihnen die Größe und Menge der zu einem Gemeindeareale zusammengefaßten Siedlungsflächen sehr verschieden ist. Jugoslawien z. B. hat nach der Übernahme der Untersteiermark von Österreich mehrere alte Gemeinden zu Großgemeinden vereinigt und dadurch für heute große Umrechnungen bedingt. Für die Alfoldstädte mit ihren Riesenarealen wurden solche Umrechnungen von M e n d ö l geleistet⁶⁷. Es wird sie jeder machen müssen, der überhaupt sich mit der Analyse einer Kulturlandschaft oder mit Bevölkerungsverteilung beschäftigen will, und hat sie auch bisher schon gemacht. Diese Methode der Stadtbestimmung bietet aber den ganzen Vorteil, den jede Berechnung nach Gemeinden in sich schließt, den der beliebigen Gruppierung der Stadtgemeinden, nach Landschaften, nach Größen, also auch nach den differenzierten Bevölkerungsteilen, die Ordnung der Gemeinden nach natürlichen Gruppen und damit die äußerste Vergleichbarkeit.

Die Musterung der Siedlungen nach der hier vorgeschlagenen Unterscheidung hat folgendes Ergebnis: Die Zahl der Siedlungen, die heute als differenziert zu bezeichnen sind, ist sehr groß, auch die der mehrfach differenzierten. Nur wenn man den historischen Stadtbegriff übernimmt, kann man zur Annahme gelangen, daß mindestens neun Zehntel aller Städte Süddeutschlands aus dem Mittelalter stammen⁶⁸. Sicher ist, daß doch der weitaus größte Teil der schon im Mittelalter gewachsenen oder gegründeten Städte auch heute noch den Namen Stadt verdienen,

⁶⁷ Tibor M e n d ö l, Berufliche Struktur und Stadtbild als Merkmal des städtischen Charakters in Ungarn. Ungar. Jbr. XVI, S. 190—243.

⁶⁸ R. G r a d m a n n, Süddeutschland I, S. 161. S. a. unten Anhang II, S. 249 ff.

auch die kleineren, aber manche sind über ihr Ackerbürgerstadium nicht hinausgewachsen (s. Anhang II). Die große Zahl der durch ihre Differenzierung städtisch gewordenen Siedlungen ruft den Gedanken hervor, daß diese Differenzierung eine solche der ganzen Bevölkerung sei, deren differenzierte Schichte sich über alle Siedlungen verteilt, wenn auch in sehr verschiedenem Maße. Aber auch das ist nicht völlig neu. Es ist ein häufiger Irrtum anzunehmen, daß im Mittelalter das Dorf ganz ohne Handwerker gewesen sei. Die in vielen ländlichen Gemeinden besonders um die Kirche herumliegenden Gewerbebetriebe, der Weber, der Schneider, der Schuster, der Krämer und der Wirt, sind nicht nur im Franziszeischen Kataster schon vorhanden, sondern seit sehr alten Zeiten dort angesiedelt, wahrscheinlich von der Kirche, dem Pfarrer selbst mit Grund ausgestattet. Sie bilden die von Sidaritsch als eigene Siedlungsform ausgeschiedene Kirchgruppe, die in den Ostalpenländern so häufig den Kern einer Streugemeinde bildet.

Die Verteilung der so zu den Städten oder einfach differenzierten Siedlungen zu zählenden Städte folgt etwa folgenden Verteilungseinflüssen: Meistens bringt die Industrie die Differenzierung, der Verkehr zieht die Industrie an und mit ihr die Differenzierung; eine größere Stadt wirkt auch auf ihre Nachbarorte differenzierend ein, und zwar je nach ihrer Größe auf eine um so weitere Umgebung. Der Grad und die Verteilung der Differenzierung sind nach Landschaftstypen verschieden und bewirken so auch landschaftliche Unterschiede in der Verteilung. Eine politische Grenze kann ihre Wirkung über die Zeit ihres Bestandes hinaus noch eine ziemliche Zeit lang bewahren (Burgenland). Schwach differenzierte Landschaften sind z. B. die stark landschaftlich eingestellte Oststeiermark, das Weinviertel von Niederdonau.

Es reicht über den vorliegenden Rahmen und das Thema hinaus, die einzelnen Landschaftstypen nach der Verteilung der differenzierten Bevölkerung herauszuheben und einer eingehenden Besprechung zu unterziehen. Der „Landwirtschaftsatlas der Ostmark“⁶⁹ enthält auf der Karte Nr. 3 den Anteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung, freilich, was bei dem kleinen Maßstabe nicht anders möglich war, nach Bezirken. Dadurch vermischt er die Grenzen und die Eigenart aller landschaftlichen räumlichen Einheiten. Der Burgenlandatlas⁷⁰ zeigt auf der S. 28, Nr. 4, den Anteil der in Land- und Forstwirtschaft Tätigen (1934) nach Bezirken und S. 29, Nr. 1, die Zugehörigkeit zur Land- und Forstwirtschaft nach Gemeinden. Auf dieser letzteren Karte ist der burgenländische, aus dem westungarischen vererbte Typus und sein Gegensatz zu der Umgebung von Wien recht deutlich zu sehen. Der burgenländische Typus ist der geringster Städteentwicklung in der dritten, jüngsten Generation.

Auf eine nähere Besprechung der Verbreitung des modernen Stadtbildes kann auch aus folgenden Gründen verzichtet werden: Die moderne Stadt breitet sich überall hin im Donauraume aus und noch weit darüber hinaus. Wäre schon für die mittelalterliche Stadt die Abgrenzung der deutschen Stadtgestalt in ihrer Verbreitung nach Westen sehr schwierig — sie wurde hier nicht versucht —, so ist vollends in der neuesten Entwicklungsphase der Städte kaum mehr ein wesentlicher Unterschied nach Landschaftsformen zu machen. Der neue Städtetypus ist europäisch. Er ließe sich gegen die amerikanische Stadt (Fehlen der Hochhäuser,

⁶⁹ Von Dipl.-Landwirt Dr. Anton W u t z, Reichsnährstand-Verlag Berlin.

⁷⁰ Burgenland. Ein deutsches Grenzland im Südosten, hgg. v. H a s s i n g e r - B o d o, Wien 1941.

größeres Gewicht des Erbgutes) abgrenzen, es lassen sich die mediterranen Städte, soweit sie noch ihr Stadtbild aus früheren Zeiten herleiten, herausheben, die Alföldstädte und manche ost- und südosteuropäischen Stadtformen aussondern, weil in ihnen noch viele alte Züge erhalten sind oder weil besondere völkische und rassische Neigungen die Erhaltung dieser alten Züge begünstigen. Aber geradeso wie in der Sowjetunion ist auch in Südosteuropa immer mehr das europäische Stadtbild im Begriffe, sich durchzusetzen. Ob das zum Vorteil der Stadtbilder ausschlägt, ist hier nicht die Frage. Aber Agram, Belgrad, Sofia, Bukarest formen mit einer erstaunlichen Raschheit ihr Stadtantlitz um und die kleineren Städte werden demnächst etwas langsamer folgen. Nun wurde oben festgestellt, daß die Differenzierung vielmehr eine solche der ganzen Bevölkerung als eine der Stadtbewohner sei, daß man daher eine Stadt gegen das Dorf nur nach Bevölkerungsanteilen abgrenzen könne. Wenn man heute Unterschiede des Stadtbildes zwischen völkischen und regionalen Stadtbildern in Europa sucht, findet man sie nur in den Erbmerkmalen aus früheren Generationen oder etwa darin, daß die Deutschen eine Freude daran haben, ihr altes Stadtbild zu bewahren, die Franzosen weniger, daß die Südslawen alles, was an südöstliche Einflüsse erinnert, rasch beseitigen, daß sogar die Türken mit ihren alten Stadtbildern ungemein rasch aufräumen. Der Südosten von Europa war schon in der zweiten Städtegeneration zu einem deutschen Städte- und Kulturwesen angeleitet worden und schreitet jetzt mit dem übrigen Europa in das moderne Städtewesen hinein. Völker und Staaten haben sich im Laufe der europäischen Kulturentwicklung immer mehr einander genähert. Das Land und Volk der europäischen Mitte hatte damals bereits die Führung im größten Teile von Europa, nur der Südosten südlich von Save und Donau stand noch unter dem Einfluß orientalischer Kulturelemente. Er hat sich seit seiner Loslösung aus dem osmanischen Staatsbereiche immer mehr west- und mitteleuropäischen Neigungen hingegeben. Jetzt ist er auf dem vollen Wege zum europäischen Städtewesen.

Ist das nicht der gleiche Zug der kulturellen Annäherung zwischen den europäischen Völkern, wie er durch den stets wachsenden, dichter, rascher und intensiver werdenden Verkehr zwischen den europäischen Völkern — trotz der immer wieder hervorbrechenden Feindschaften — ohne Zweifel im letzten Jahrhundert zur Tatsache wurde? Man könnte heute eher eine Abgrenzung zwischen den Formengruppen in den Städten nach Bauschulen als nach Städtefamilien vornehmen. Und dieser, der deutsche Weltkrieg wird diese Annäherung in Europa nur gefördert haben, zum Unterschied vom früheren ersten Weltkrieg, der sie hemmte.

Zusammenfassungen:

Wandlungen der räumlichen Differenzierung. 1. Wenn sich in der ersten deutschen Städtegeneration die berufliche Gliederung nur durch den Einbau oder die Einstellung einer Berufsvorrichtung in den einzigen Wohnraum erkennen läßt, trennt sich in der zweiten Generation der Wohnraum vom Werkraum, indem er aus dem Erdgeschoß in das erste Stockwerk hinaufrückt. In einer Stadt, in der eine Berufsart von mehreren Berufstätigen ausgeübt wird, schließen sich die gleichartigen Berufsräume in Gassen zusammen. In der dritten Städtegeneration werden aus den Berufsgassen Berufsviertel und die Wohnräume trennen sich häufig von den Werkräumen. Es entstehen die Stadtschaften.

2. Die berufliche Gliederung der Stadträume und der Stadtbevölkerung schreitet von Generation zu Generation auch in der Weise fort, daß in jeder Generation neue Berufsformen und Berufsstände zuwachsen, welche durch die

Raumansprüche neue Stadtgestaltungen bedingen: in der zweiten, der mittelalterlichen Generation die Kaufleute und Handwerker, in der dritten die Großindustrie, die aus der Stadt hinauswandert, der Großhandel, der sich vom Kleinhandel und von der Großerzeugung scheidet und in der inneren Stadt bleibt, und der Verkehr, der durch die Besonderheit seiner Vorrichtungen (Eisenbahngeleise und Bahnhof, Hafenstrand- und -stadtraum, Flugplatz) gezwungen ist, ein eigenes Gelände zu beanspruchen, entweder am Rande der Stadt oder, wenn die Stadt diesen Außenraum überwächst, in streng abgesonderten Binnenstreifen.

3. Überdauert eine Stadt mehrere Generationen, so behält jede Generation von der vorausgehenden ein Erbgut, das die Kontinuität der Entwicklung bezeugt. Die Merkmale des Erbgutes lassen auch die Familienzugehörigkeit der Stadt erschließen. Fehlt es an solchem Erbgut, so gehört die Stadt der jüngsten Generation an oder es wurde die Kontinuität ihrer Entwicklung unterbrochen. Eine Stadt, deren Stadtbild allein aus altem Erbgut zusammengesetzt ist, hat seit jener letzten Generation, die noch in ihrem Stadtbild vertreten ist, keine Weiterentwicklung mitgemacht.

4. Das Generationsalter ist also stets die geschichtliche Tiefe und die Entwicklungsphase. Es bleibt zu bedenken, wie die Generationen gezählt werden sollen, welche geschichtlichen Stadt- und Differenzierungsformen als besondere Generationen gelten dürfen. Die Blütezeiten der keltischen und römischen Städte fallen z. B. in das gleiche Zeitalter. Wiewohl die römischen Städte in Bayern manchmal über oder unmittelbar neben den keltischen stehen, sollte man zwischen ihnen doch keinen Generationswechsel annehmen. Sie stammen beide aus verschiedenen Räumen und von verschiedenen Völkern, es liegt auch ein Unterschied zwischen ihnen, der in der Seinsform der Städte liegt und auf die verschiedene Volklichkeit zurückgeht. Sie gehören verschiedenen Städtefamilien an, deren Verbreitungsgebiet sich infolge der römischen Eroberungen überschneidet. Die römische Stadt hatte längeren Bestand als das keltische Latène-Opplidum. Die keltische Stadtform und Stadtbevölkerung ging in der römischen auf, die Wachstumskurve würde keinen anderen Bruch zeigen, als bei der Einverleibung einer Vorstadt in eine moderne Stadt oder bei der Neuanlage einer Neustadt zu einer mittelalterlichen Stadt.

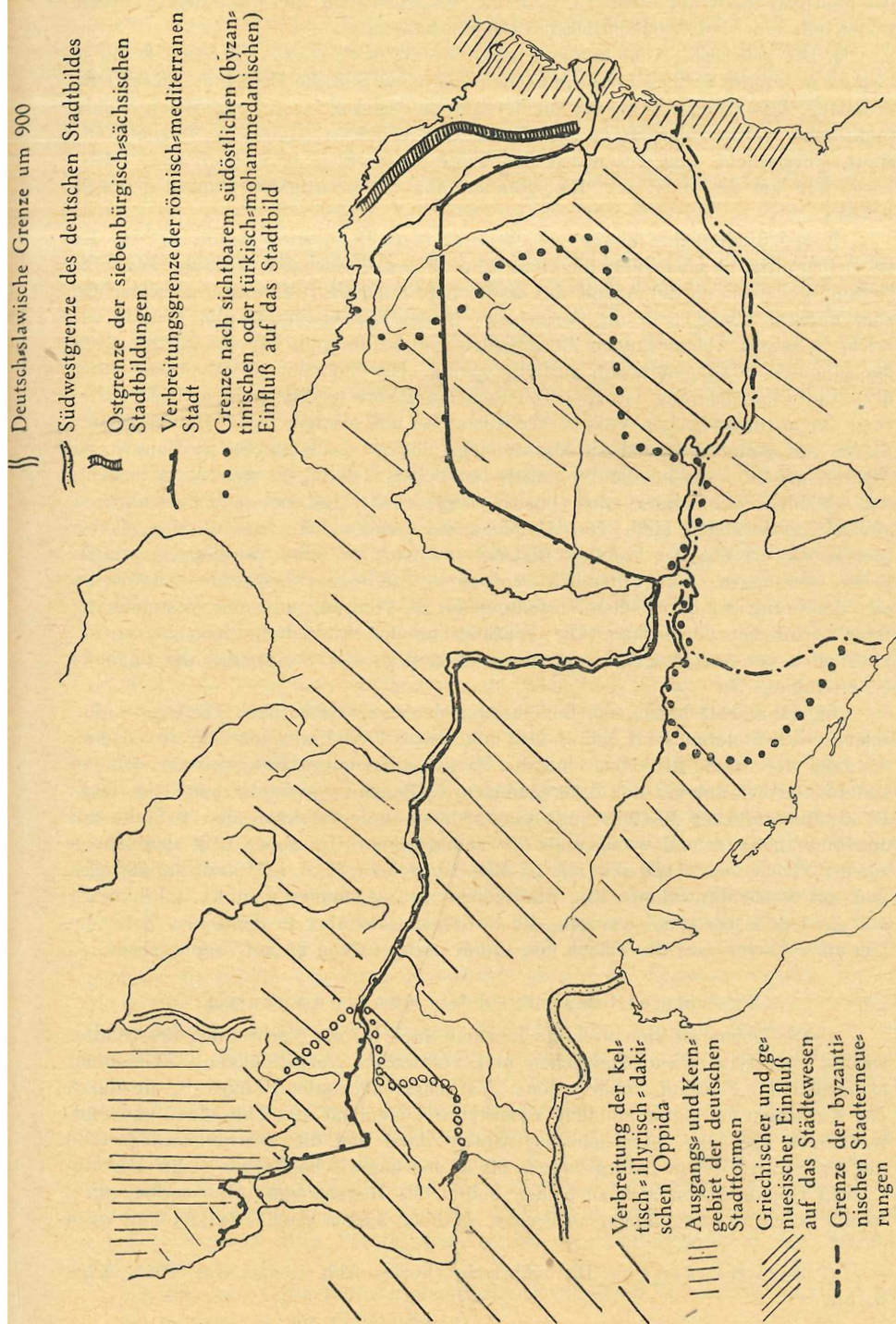
Nicht als eigene Generationen werden folgende städtische oder stadthähnliche Ansiedlungen gezählt: die Hunnen und Avarer konnten wegen ihres nomadischen Lebens nur vorübergehende, wenn auch noch so große und wegen ihrer Residenzfunktion noch so bedeutende Siedlungen begründen. Sie verschwanden auch spurlos aus der Steppe, in der sie angelegt waren. Nicht als eigene Generation werden auch die zwischen den großen Stadtbildungszeiten gegründeten oder gewachsenen Städte gerechnet. Es sind das z. B. die fränkisch-merowingischen Burgen in Südwestdeutschland, die auf römischen oder keltischen Stadtruinen erstandenen germanischen Städte Südwestdeutschlands innerhalb des Limes. Auch die Stadtgründungen des 17. und 18. Jahrhunderts in Deutschland sind in ihrer geringen Zahl keine eigene Generation; der Donauraum besitzt diese typischen Gründungen des Absolutismus nicht, wie er seinerzeit keine freien Reichsstädte besaß. Für das Generationsalter kann auch nicht entscheiden, ob noch Spuren eines vergangenen Generationslebens vorhanden seien. Denn gerade solche Städte früherer Generationen, die ganz in den Nachfolgestädten aufgingen, tragen oft die wenigsten sichtbaren Spuren einer weit zurückliegenden Vergangenheit; Augsburg, Bregenz, Ofen, Pettau haben nichts Römisches in ihrem heutigen Stadt-

bild bewahrt; die durch Ausgrabungen bloßliegenden Ruinen sind doch nur als Museen zu betrachten.

Das deutsche Volk hat zwei Städtegenerationen geschaffen und erlebt, das madjarische, tschechische, slowakische, rumänische im allgemeinen nur eine, obwohl auch sie einige Städte der älteren Generation, die nicht der deutschen Generation zuzuzählen sind, haben. Tabor wurde 1420 gegründet und, abgesehen von der Befestigung, planlos zusammengebaut. Temeschburg und Kecskenémét und andere Städte des Donautieflandes reichen vielleicht in die ältere deutsch begründete Städtegeneration hinein, aber wir wissen davon zu wenig oder vielmehr nichts. Zählt man nach volklichen Städtegenerationen, so gehört der Donauraum im Mittelalter ganz der deutschen Generation an, die in raschem Ausbreiten aus dem Kerngebiet her das ganze Mitteleuropa erfaßt und noch darüber hinausgegriffen hat. Sie überdeckt die römische Städteschichte. Zählt man aber nach Boden- oder Standortsgenerationen, so bildet die Donau in ihrem Laufe im Verein mit dem Limes und der äußeren dakischen Provinzgrenze auch die Grenze der ältesten, d. i. der dakisch-illyrisch-römischen Stadt. Darüber hinaus reicht aber noch das keltische Oppidum bis zu den Sudeten und Karpaten. Der Donauraum hatte damals eine Städtegeneration aus zwei verschiedenen Städtetypen. Ihr Erbe trat die deutsche Städtegeneration an. Auch die jüngste entstand aus deutscher Wurzel, wurde aber in Kleinformen nationalisiert, in den Großformen europäisiert.

5. Stadtverschiebungen und Stadterweiterungen sind sowohl innerhalb einer Generation, aber auch von Generation zu Generation vorgekommen. Die Stadterweiterungen waren häufig nur die Folge einer unzureichenden Stadtgründung und nicht ausreichenden Ausstattung mit Boden, das notwendige Ergebnis einer rasch ansteigenden Wachstumskurve in einer Zeit, die das Stadtrecht auf ein bestimmtes, mit Mauern umgebenes Areal beschränkte. Manche Stadtverschiebungen innerhalb einer Generation sind die Wirkung von falscher Ortswahl — darauf weisen die zahlreichen Ortsnamen Altenmarkt und viele mit Alt- und Neu- zusammengesetzte Stadtnamen hin. Stadtverschiebungen sind nicht mit Funktionsverschiebungen zu verwechseln, wofür Virunum — Sankt Veit an der Glan — Klagenfurt ein geradezu klassisches Beispiel liefern.

Fast jede Stadt erlebte von Generation zu Generation eine Stadterweiterung, weil jede Städtegeneration aus neuen Differenzierungen entsteht. Eine Stadt, die die neue Differenzierung nicht mitmachte, blieb auf ihrem alten Stande stehen, sie blieb in der Entwicklung zurück und unter den weiter wachsenden Städten als Kleinstadt, Landstadt, Mittelstadt mit beschränktem Wirkungskreis bestehen. Der Standort ist noch nicht verschoben, wenn die neue Städtegeneration sich neben der alten niederläßt. Südlich von Aquincum entsteht Ofen, zuletzt überschreitet die Stadt die Donau (Pest). Das römische Poetovio lag auf dem rechten Drauerfer, das deutsche entstand auf dem linken. Viele Städte stiegen von dem erhöhten ersten Ursprungsort herab in das Tal wie Belgrad und Agram. Dagegen verschob sich die Siedlung der Ennmündung von dem römischen Laureacum auf die Terrasse zur heutigen Stadt Enns. Man kann schon kaum mehr von einer Stadtverschiebung sprechen, wenn Teurnia und Aguontum untergingen und Spittal a. d. Drau und Lienz einige Kilometer davon entfernt unter wesentlich anderen Bedingungen erstanden. Augsburg und Passau sind die Nachfolger je zweier Städte, einer keltischen und einer römischen, für Laibach mag es zweifelhaft erscheinen, ob es die Nachfolgerin von Emona sei, weil die römische westlich von



Karte III. Die Städtegenerationen des Donauraumes bis ins 17. Jahrhundert.
Die aus Ringelchen zusammengesetzte Linie ist die Ostgrenze reichsmittelbarer Städte.

der heutigen Stadt auf einer Terrasse lag, dagegen steht diese auf dem gleichen Boden mit einer vorgeschichtlichen Pfahlbausiedlung.

6. Die politischen Umbildungen geben Anlaß zu funktionellen Wandlungen. Städte verlieren oder gewinnen eine neue zentrale Funktion (Eisenstadt, Preßburg, Agram) oder wechseln nur deren Rang (Agram, Jassy, Prag, Wien), Wehrfunktionen werden überflüssig und durch andere ersetzt (Hainburg, Wiener-Neustadt, Fürstenfeld) und verändern den Funktionswirkungsbereich (Znaim, Ödenburg, Zell am See u. v. a.). Hier können nur die wichtigsten Punkte genannt werden.

7. Die Städtedichte nimmt von Generation zu Generation sprunghaft zu. Es ist gleichgültig, ob man dafür die bloße Einwohnerzahl oder den Grad der Differenzierung, gemessen an der Anzahl der stadtschaftbildenden Differenzierungselemente zum Maßstab nimmt. Für die Fortschritte in der Einwohnerzahl gibt Konrad Olbricht in seinen Abhandlungen die Beispiele, sie ist übrigens für uns Zeitgenossen der jüngsten Städtegeneration auffällig genug. Die Zunahme der Städtezahl und der Stadtdifferenzierung ist eine Teilerscheinung der fortschreitenden Differenzierung der abendländischen Völker. Sie nimmt bei uns weniger durch Bildung neuer Städte auf grünem Wasen zu als vielmehr, indem sie ländliche Siedlungen zu Städten macht, während die Wesenheit ländlicher Siedlungen eben darin besteht, daß sie nicht differenziert sind, positiv ausgedrückt, daß sie in sich strukturell gleichartig, homogen sind. Die Abnahme der Landbevölkerung ist also ebenso gleichzeitig ein Zug der Landbevölkerung zur Stadt wie eine Verstädterung ländlicher Siedlungen. Der Fortschritt von einer Städtegeneration zur anderen ist eine Änderung der beruflichen Verteilung der Bevölkerung und eine Verschiebung ihrer beruflichen Gliederung. Die Veränderung der Städtedichte von der mittelalterlichen zur letzten Städtegeneration ist z. B. in der Steiermark die folgende (s. a. Anhang II):

Im Jahre 1445 betrug die Bevölkerung der Steiermark (nach Pirchegger, Geschichte der Steiermark, II. Bd., S. 119) ungefähr 600 000 Einwohner auf 22 400 qkm, die Zahl der Städte 21; dabei sind die Märkte nicht mitgezählt, weil sie wohl an Differenziertheit nur mit den differenzierten Siedlungen von heute (mit 21 bis 50 v. H. städtebefähiger Bevölkerung) vergleichbar sind. Es kam also 1 Stadt auf ungefähr 1000 qkm und weniger als 30 000 Einwohner. Im Jahre 1942 aber kamen auf die Fläche von 24 000 qkm mit 1,8 Mill. Einwohner 35, d. i. 1 Stadt auf 690 qkm und auf 50 000 Einwohner. Die Städtedichte ist gegenüber dem 15. Jahrhundert auf die Fläche bezogen gestiegen, die Bewohner sind aber in demselben Zeitraum von einer Dichte (auf die Fläche von 1 qkm bezogen) von 29 auf 75 gewachsen.

Zusammenfassungen für den Donaauraum:

1. Die Donau ist eine wichtige Leitlinie auch für die Verbreitung des Städtewesens und seiner landschaftlichen und völkischen Ausprägungen. Aber nicht eigentlich der Flußlauf, sondern jene „Verkehrszone ersten Ranges“⁷¹, die durch das Aussetzen der Gebirgsbildung zwischen Schollenland und Faltenland von Südfrankreich über das österreichische Alpenvorland und die Zertrümmerungsstelle des alpin-karpatischen Gebirgsbogens bis in das ungarische Becken zieht. Die keltischen Oppida haben sich zu beiden Seiten des Donauweges (ob von ihm aus?) in die Nachbarräume hinein verbreitet, darüber hinaus nach Franken und nach

⁷¹ Hugo Hassinger, Die mährische Pforte. Abh. Geogr. Ges. Wien, XI/2, S. 1 ff.

Böhmen. Weiter donauabwärts sind sie über die Karpaten nirgends nach Norden hinaus-, noch in das mediterrane Landschaftsgebiet hineingelangt. Als die Donau Reichsgrenze für die Römer war, bildete sie auch die Verbreitungsgrenze der mediterranen, römischen Stadt. Griechisches Städtewesen fand in ihr Gebiet nur wenig Eingang. Als Grenze gibt sie den römischen Städten ihre besondere Ausbildung und Gestalt als Lagerstädte (Wehrstädte), bürgerliche Städte liegen nur abseits ihrer Straße. Auch die Ostwanderung des deutschen Städtewesens hält sich an die Donaulinie. Ihrer Furche entlang gelangt die deutsche Stadt zuerst nach der Ostmark, erst später in die Alpen. Von ihren Städten aus dringt das süddeutsche Städterecht auch nach Böhmen hinein, das Marchgebiet wird nicht ganz dafür gewonnen. Im Unterlauf bildet sie die Südgrenze der sächsischen Stadt. Wie sie den Kolonistenstrom leitet, bringt sie auch das deutsche Städtewesen nach dem östlichen Mitteleuropa. Auch für die jüngste Städtegeneration wird sie von Bedeutung: Alle politischen Großzentren liegen an ihr. Staaten, die an ihrem Ufer Anteil haben, verlegen auch ihren politischen und Handelsmittelpunkt an ihr Ufer. Wien und Budapest, Belgrad, neuestens Preßburg. Ihr breiter Überschwemmungsgürtel hält Bukarest von ihren Ufern fern.

Am deutlichsten aber wird die Bedeutung der Donaufurche dem, der die geschichtliche Tiefe der Städte des Donauraumes erwägt. Schon die Keltentstädte scheinen an der Donaulinie besonders häufig zu sein, soweit sich das nach dem heutigen Stande der Erforschung feststellen läßt; für die Römerstädte ist dieses Zusammendrängen sicher und aus der wehrgeographischen Wichtigkeit der Donaugrenze verständlich. Auch die deutschen Städte häufen sich an ihr an und die modernen sind dorthin als nach der wichtigsten West-Ost-Verkehrslinie von Europa hingezogen. Sie ist darin durchaus dem Rhein vergleichbar. Das vordeutsche Eindringen des landschaftsfremden mediterranen Städtewesens gibt doch die größere geschichtliche Tiefe dem Städtewesen an Rhein und Donau, wo die Kontinuität der Besiedlung durch die Jahrtausende bewahrt blieb. Daran zeigt sich die vereinigende Wirkung der Flüsse durch alle Zeiten. Die rheinischen und die Donaustädte standen mehr als andere Städtegruppen je untereinander in dauernder Verbindung. Man kann sie an den Stadtgrundrissen, an den Domen, an den Heiligen, die in diesen verehrt wurden, an dem räumlichen Ausgreifen der Kultur, die stromgebunden ist, ablesen. Die Geschichte der Städte enthält deshalb ebenfalls gemeinschaftliche Züge, trotz der trennenden Kraft, die ein breiter Flußlauf immer wieder hat, oder vielleicht gerade wegen ihr, solange die Überschreitung des Flusses schwieriger war als die seitliche Anknüpfung längs des Flusses. Selbst dort, wo die Donau durch die übergroße Breite ihres Überschwemmungsgebietes die Städte von ihrem Stromwege ab auf die Terrassen drängt, werden die Städte ihrer Ebene auf eine gemeinsame Linie der Entwicklung vereinigt. Das macht die Städte der Walachei (Turn-Severin, Krajova, Bukarest) zu den eigentlichen Wurzeln der rumänischen Geschichte wie Gran und Budapest zu denen der ungarischen. Die Zugehörigkeit der Städte zu einer Generation wird dadurch auch zum Merkmal der Jugend oder des Alters einer Kultur und eines Staates. Was die römischen Städte für den oberen rechten Donauraum, sind die deutschen für den ganzen übrigen. Deren Wirkung in der Kulturübertragung ist aber noch heute am Stadtbilde und der Tätigkeit der Bevölkerung merkbar, während die römische kaum mehr kennbar wird. Wenn man sagen konnte, die Stadt sei der Ursprung alles Fortschrittes, so ist die Städtegeneration das Merkmal des Kulturalters.

2. Eine besondere Haltung nimmt das Donau-Theiß-Zwischenstromland in der

Entwicklung des Städtewesens ein. Weder keltisches noch römisches Stadtwesen zog in diese Ebene ein. Die Niederlassungen der Hunnen und Avaren, wenn auch noch so groß, kann man nicht als städtische Siedlungen ansehen. Die Madjaren fanden, als sie sesshaft wurden, in dem deutschbegründeten Stuhlweißenburg den Raum für ihren Verwaltungs- und Residenzmittelpunkt. Ob vielleicht sehr spät, aber doch ein deutsches Städtewesen im Donau-Theiß-Tiefland entstand? Daran hätten nach der Türkenherrschaft die neu entstehenden Städte des jüngsten Städtzeitalters anknüpfen können. Sie sind von anderer, wohl doch rassisch bedingter Wesensart; und diese verbreitet sich durch die Madjarenherrschaft auch auf den übrigen innerkarpatischen Raum mit den Stadtschaften, die sie an die deutschen Städte angliedert. Die Ebene und vielleicht auch die völkische Eigenart der Madjaren geben ihrem Städtewesen den Charakter einer in Mitteleuropa eingepflanzten, östlichen Gemeinschaftsform. Was darin an westlichem Stadtcharakter gefunden wird, ist erst in jüngster Zeit künstlich in die Mitte der Stadt eingesetzt. In ähnlicher Weise wird in den Städten des außerkarpatischen Donauraumes, in der Moldau und der Walachei, erst in den letzten Jahrzehnten eine Städteform von einer merkwürdigen Mischform byzantinischen, west- und mitteleuropäischen Wesens in das Stadttinnere gepflanzt, das die Städte von innen nach außen und von den Verkehrslinien aus allmählich umwandelt. Die Donau-Theiß-Ebene und Altrumänien erleben die Stadterscheinung immer viel später als der übrige Donauraum, Altrumänien noch später als Innerungarn. Es sind die Kerngebiete spätentwickelter Völker.

3. Die westöstliche Save-Donau-Linie bildet nur vorübergehend eine Grenze der Stadtentwicklung, einmal für die Stadterneuerungen Justinians und lange als die Südgrenze der österreichisch-ungarischen Monarchie, die auch in Bosnien und Herzegowina ihren Einfluß zugunsten der deutsch-mitteleuropäischen Stadtbildung aufwenden konnte, während die Südosthalbinsel noch der hemmenden Wirkung der osmanischen Herrschaft unterlag. Nach dem Mittelerrangebiete Dalmatiens griff der Einfluß Österreich-Ungarns nur schwach über, er reichte nur hin, die äußeren jüngsten Stadtschaften der größeren Küstenstädte mitzugestalten.

4. Aller Überblick zeigt aber die Bedeutung, die in der Stadtbildung und -entwicklung den politischen Gewalten, Räumen und Grenzen zukam. Denn die römisch-mediterrane Städtefamilie drang mit der Kultur des Römischen Reiches gerade so weit vor, als römische Soldaten noch Fuß faßten. Ihre Lagerstädte sind die äußersten Vertreter der römischen Kultur an der die Reichsgrenze bildenden Donau. Gewiß gelangten römische Kauffleute darüber hinaus und tauschten Waren mit den Völkern jenseits davon, auf deren Märkten, die für sie zu ersten Ansätzen der Differenzierung wurden. Für die Verbreitung der deutschen Stadt (der zweiten Generation) wies die Donau die Richtung. Die Grenze des Deutschen Reiches hemmte die Verbreitung nicht, weil sie keine Stadtrechtsgrenze wurde, sondern der deutsche Kaufmann, wo er sich in Gruppen niederließ, sein deutsches Recht und die deutsche Verwaltungsform mitnahm, die ein wesentliches Merkmal der deutschen Stadt war. Dort, innerhalb eines fremden Rassen- und Volkstums, wurde die deutsche Stadt zu einer besonderen Gemeinschaft inniger und festerer Art, weil sie mit hartem Willen gegenüber fremden Gewalten immer neu erkämpft und behauptet werden mußte.

Als durch die Verdrängung der osmanischen Herrschaft der Donauraum zum Habsburgerstaat geeinigt wurde, machte sich die Bildung des Großraumes zugunsten wirtschaftlicher und städtischer Blüte geltend und eine neue, wieder deutsch bestimmte Städtegeneration entsteht auch dort. Indem die österreichisch-

ungarische Monarchie den oberen und mittleren Donauraum umschließt, wird sie zur Vermittlerin westlicher Kultur nach dem Osten und läßt ein in seinen Grundlagen einheitliches Städtewesen entstehen, das in seinen letzten jüngsten Formen wohl eigentlich bereits als europäisches Städtewesen bezeichnet werden kann.

5. Der Donauraum offenbart auch im Städtewesen und in der geschichtlichen Verbreitung seiner Typen seine Mittellage zwischen dem mediterranen Süd-, Südosteuropa und dem atlantischen West- und Mitteleuropa als ein östlicher Teil von Mitteleuropa. Aber die Städte im östlichen Mitteleuropa bleiben in viel höherem Grade Ackerbürgerstädte als die des deutschen Westens, denn der Osten steht selbst noch viel stärker agrarisch dem stark industrialisierten Westen gegenüber. Deshalb konnte der agrarische Osten mit seinen großen, fruchtbaren Tiefebene sein Städtewesen später entwickeln; die Tiefebene als die letzten Ausläufer osteuropäischen Landschaftscharakters sind das Ziel osteuropäischer Völker, die in immer neuen Einbrüchen das östliche Mitteleuropa nicht ins kulturelle und politische Gleichgewicht kommen ließen; auch deshalb zögerte sich dort die Entwicklung der Stadtkulturen hinaus.

A n h a n g I.

(Zu Kapitel I und Einzelangaben zu Karte I.)

Um die geographische Verbreitung der keltischen Oppidumform der Stadt festzustellen, bedurfte es einer Zusammenstellung der bisherigen vorgeschichtlichen Fundergebnisse, die im folgenden in Übersicht geboten wird. Die Karte I bietet die Standorte. In Süddeutschland sind es folgende Punkte, von denen man heute mit Sicherheit behaupten kann, sie hätten ein keltisches oppidum im Sinne des vorliegenden Stadtbegriffes getragen:⁷²

Die Gelbe Bürg bei Dittenheim (Bezirk Gunzenhausen) am Steilabfall des Fränkischen Jura (Hahnenkamm) oberhalb des Altmühldurchbruchs. Bequemer Übergang zur Wörnitz (Hesselberg), unschwieriger Übergang zur Schwäbischen Rezat.

Alkimoennis im Zwiesel zwischen Altmühl und Donau (kelt. Name vom kelt. Flußnamen Alkmona, d. i. Altmühl), Donau- und Altmühllinie beherrschend.

Houburg über Happurg (Bezirk Hersbruck) an der Pegnitz, wo der Übergang zu der Oberpfalz bei Amberg einmündet.

Ehrenburg (Walberla) über Kirchehrenbach an der Wiesent (Bezirk Forchheim) am Übergang zum Roten Main bei Bayreuth.

Staffelberg über Staffelstein an der Mainlinie, nahe der Vereinigung der Mainquellflüsse und des von Norden kommenden Fluß- und Talfächers.

Klein-Gleichberg bei Römhild (Bezirk Hildburghausen), Inselberg nahe und zwischen den nordwestsüdöstlichen Flußlinien, parallel zum Thüringerwaldabfall (Werra, Kreck-Rodach, Milz, Fränkische Saale) und bequeme Querübergänge.

Weniger sicher, aber wahrscheinlich:

Hesselberg bei Wassertrüdingen an der Wörnitz (Bezirk Dinkelsbühl), Inselberg, zentrale Lage zwischen Frankenhöhe und Fränkischem Jura und zwischen Wörnitz und Altmühl und deren Quellbächen aus der Frankenhöhe.

⁷² S. das Fundverzeichnis bei Paul Reinecke, Kaiserzeitliche Germanenfunde aus dem Bayerischen Anteil an der Germania Magna. 23. Bericht der Röm.-Germ. Komm. 1933, S. 144. Die Orte sind auf der Karte Abb. 1 eingetragen.

Vielleicht auch *Bogensberg* bei Bogen an der Donau. Sicher sind auch die *Oppida* im vorrömischen Oberbayern:

Boiodurum am rechten Innufer gegenüber von *Batavis-Passau*.

Vielleicht auch das spätere *Vallatum* bei *Manching* an der Donau nahe Ingolstadt, gegenüber dem Übergang zur Altmühllinie.

Augsburg, im Zwiesel zwischen dem linken Wertachufer und Lech, während das römische Lager auf dem linken Ufer, die bürgerliche römische Stadt und die Altstadt des heutigen Augsburg im Zwiesel zwischen Wertach und Lech liegen. Hauptstadt der Vindeliker.

Kellmünz am rechten Illufer an alter W—O-Straße.

Bregenz, Hauptstadt der keltischen Vindeliker. Auf höherer Terrasse im Niveau der heutigen Altstadt, wohl schon damals Ausgangspunkt der Straßen durch Oberbayern nach Salzburg und in das Oberrheintal nach Chur⁷³.

In den Alpenländern: Am Eingang in das Salzachtal lag auf dem *Rainberg* in Salzburg eine keltische Siedlung, deren Charakter als Stadt aber nicht nachweisbar, nach dem bisherigen Ergebnis kaum anzunehmen ist. Dagegen dürfte die Siedlung um die Kupferbergwerke am *Mitterberg* südlich *Bischofshofen* und auf dem *Götschenberg* als Stadt zu deuten sein; denn die Bergsiedlung war umwallt, Kupfer-Schmelzöfen wurden gefunden und ein bedeutender Handel mit den Bergbau- und Industrieerzeugnissen und Verkehr nach den nord-alpinen Gebieten wird der Siedlung zugeschrieben⁷⁴. Die Träger dieser Kultur waren aber nicht Kelten wie in den bisher genannten Städten, sondern Illyrier (Besiedlung von der Jungstein- bis in die späte Hallstattzeit).

Ihnen und den Kelten ist eine andere ohne Zweifel städtische Siedlung zuzuweisen, das von W. Schmid gefundene *Noreia* bei Neumarkt i. St. 52 Häuser wurden dort aufgedeckt, der Größe nach überragt diese Siedlung alle anderen in den Ostalpen bisher ausgegrabenen vorrömischen Orte, darin wurde ein Haus, das größer ist als die anderen, als Häuptlingshaus angenommen, 7 Werkstätten mit Öfen wurden am Rande der Siedlung und grabenaufwärts auf dem *Zenzenalpel* 3 Eisenschmelzöfen gefunden, so daß die Differenzierung wohl außer Zweifel steht, um so mehr als auch eine Pallisadenbefestigung nachweisbar ist. Die Siedlung entstand erst nach dem Einfall der Kelten in die Ostalpenländer, muß also wohl dem Einflusse der bergbaubeflissenen und organisatorisch überlegenen Kelten zugeschrieben werden. Damit kommt sie in die gleiche Kulturlinie mit den *Oppidis* der Kelten im Vorlande der Alpen und in den deutschen Beckenlandschaften. Auch ihre Lage auf einer Hangterrasse von mehr als 100 m relativer Höhe über einem mit scharfem Knicke einsetzenden Steilabfall zum Hörfelde ist der der

⁷³ Zum Vorausgehenden s. außer der schon genannten Arbeit von P. Reinecke: Arnold Schöber, Die Römerzeit in Österreich. An den Bau- und Kunstdenkmälern dargestellt. Baden bei Wien (1935). — Dr. Friedrich Wagner, Die Römer in Bayern. Bayerische Heimatbücher, Bd. I, 1925. — Wolfgang M. Schmid, Passau. Seemann, Leipzig 1912. — Adolf Hild, Archäologische Forschungen in Bregenz. Österr. Jhte. Arch. Inst. Wien XXVI, 1930, Beibl. Sp. 115—176.

⁷⁴ Martin Hell, Ur- und Frühgeschichte des Pongaus. In: Die Kunstdenkmäler des Landkreises Bischofshofen. Ostmärkische Kunsttopographie, Bd. 28, S. 10—15.

meisten keltischen Oppida ähnlich, das Vorkommen von Eisen (Bergbau seit der Hallstattzeit und bis ins 19. Jahrhundert) und Gold sind sicher ⁷⁵.

Wenn auch Hallstatt als städtische Siedlung angesprochen wird, so liegt zwar dafür nicht der Tatbestand einer ausgegrabenen Burgsiedlung zugrunde. Aber die Bergbausiedlung war so reich, die Bevölkerung so gemischt nach Begrabungsart und Grabausstattung, daß hier wohl eine gewachsene städtische Siedlung anzunehmen wäre ⁷⁶.

Dazu kommt noch das Städtchen Teurnia, die „Tauriskerstadt“. Es muß aber noch viel mehr solche Städte gegeben haben in den Alpen. Man muß darauf schließen, wenn man den Reichtum der Alpen an Bodenschätzen bedenkt, besonders die Gelegenheit zu primitivem Erz-, Gold- und Graphitbergbau. Ob wohl die Gurina ein solches Städtchen enthielt ⁷⁷? Anhaltspunkte sind jedenfalls vorhanden. Die Funde auf dem Ottilienkogel im Glantal sind bisher zu unbedeutend ^{77a}.

In Böhmen und Mähren sind folgende keltische Oppida der Spät-Latènezeit, d. i. der dem römischen Kultureinflusse unmittelbar vorausgehenden Zeit, bekannt: Stradonitz, Holubau, Češov, Staré Hradisko ⁷⁸. In Stradonitz und den verwandten Burgwallanlagen spielten der Ackerbau und die Viehzucht keine erhebliche Rolle. Vielmehr scheinen sich die Bewohner überwiegend mit dem Bergbau und der Verhüttung von Eisen und Bronze und mit dem Handel mit ihren Erzeugnissen beschäftigt zu haben. Schmelzhütten und Hämmer wurden in vielen Häusern gefunden. Die Verbreitung der von ihnen hergestellten Geräte und zahlreicher ausländischer Münzen, die durch den Handel hereinkamen, sind nach den Bodenfunden festgestellt. Die Prägung von Münzen, besonders Goldmünzen wurde zuerst nach fremden Mustern begonnen, später auch nach eigener Type fortgesetzt ⁷⁹.

Man gewinnt aus den Funden von Stradonitz und Staré Hradisko das Bild einer höheren, also wohl auch städtisch differenzierten Kultur, die schon aus der westgalischen Heimat mitgebracht und hier weiter entwickelt wurde. Aber von ihrer geographischen Verbreitung wissen wir viel zu wenig. Die Namensnennung durch Ptolemaios ist wohl das Zeugnis für das Dasein noch mancher keltischer Siedlungen, aber noch nicht ihres städtischen Charakters.

Die Kelten, die diese Burgenstädte in dem Raume gegründet hatten, drangen auch noch weiter nach Osten vor, wenn auch nicht in geschlossenen Massen, so

⁷⁵ W. Schmid, Blätter f. Heimatkunde VII—IX, — Ders., Norisches Eisen. Beitr. Gesch. österr. Eisenwesens I/3, 1932.

⁷⁶ Hauptbericht: M. Hörnes, Das Gräberfeld von Hallstatt, seine Zusammensetzung und Entwicklung (Mitt. Staatsdenkmalamt 1921) und E. Hofmann und F. Morton, Der prähistorische Salzbergbau auf dem Hallstätter Salzberg (Wr. präh. Z. XV, 1928).

⁷⁷ Paul Reinecke, Die Gurina im Gailtal. Wr. präh. Z. XV, 1928, S. 27—34.

^{77a} Franz A. Kohla, Carinthia I, 131, 1941, S. 135—144.

⁷⁸ Die Liste aus Leonhard Franz, Kelten und Germanen in Böhmen. In: Das Sudetendeutschtum. Sein Wesen und Werden im Wandel der Jahrhunderte. Festschr. z. 75-Jahr-Feier d. Ver. f. Gesch. d. Dtn. in Böhmen (1937), Bd. I, S. 6/7. — Hauptquelle ist: Josef Schráníl, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens. Grundriß d. Slaw. Philologie u. Kulturgesch. 1928. Wichtig auch: Karl Pink, Die Goldprägung der Ostkelten. Wr. präh. Z. XXIII, 1936, S. 8—41. — Leonhard Franz, Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Böhmens, Prag 1935.

⁷⁹ Karl Pink, Wr. präh. Z. 1936, S. 8—41.

doch in langwährender Infiltration. Zwei Wege waren es im ganzen, von denen sie sich leiten ließen: der eine führte sie aus Böhmen im Norden von den Karpaten nach der Moldau, von dort zur Donaumündung und am Dniester entlang zum Schwarzen Meer und zum Dnieper. Der zweite, südlichere Weg führte die Donau abwärts nach Pannonien und Thrakien und schließlich nach Griechenland und Kleinasien⁸⁰, wo ihr Zug ins Stocken geriet und in Galatien ihr Staat entstand. Auch im ganzen pannonisch-karpatischen Raum stehen heute noch die Wälle ihrer Burgen und Burgenstädte, der Oppida, die den gleichen Stadtstil bieten, den man in Gallien, Süddeutschland und Böhmen noch aufdecken konnte. Es ist dieselbe Latènekultur wie dort, die aus den Burgen Rumäniens aufgedeckt wurde. Die bisher schon durch Grabungen näher bekannt gewordenen Oppida⁸¹ waren alle auch in der dako-getischen Zeit weiter besiedelt. Die Burgen bei Coşofeni, die noch Schuchhardt aufdeckte und deren größte er nach dem Entdecker die „Schulenburg“ nannte⁸², die Witenburg bei Schäßburg. Diese keltische Städtezeit fällt in die Spätlatènekultur etwa der Zeit von 300—100 v. d. Ztr. Ein Kultureinschnitt ist darnach nicht zu beobachten⁸³, sondern die Daker übernahmen wohl die keltische Stadtkultur und bauten die Stadtburgen weiter aus. Ein wenn auch nicht starker Handelsaustausch mit den Griechen muß schon ziemlich bald, schon seit dem 5. Jahrhundert eingewirkt haben⁸⁴. Die illyrischen Einflüsse aus der vorkeltischen Zeit können wohl kaum als städtische angesehen werden.

Wenn es doch schon vor den Kelten eine städtische Siedlung gegeben haben sollte, so deuten die Berichte aus Ungarn auf solche hin⁸⁵. Dort errichteten die Illyrier schon vor dem Kelteneinbruch, der dort um 400 v. d. Ztr. angesetzt wird, sehr große Befestigungen; da ist Lengyel, das einer ganzen Kultur den Namen gegeben hat, die jetzt erweitert als Theißkultur bezeichnet wird. Die Heidenburg (Pogányvár) bei Alsut im Kom. Fehér. Diese Städte fallen schon in die Hallstattzeit. Die Beweise dafür, daß sie differenzierte städtische Siedlungen waren, stehen aber noch aus. Deshalb muß hier bei dem angelegten engen Begriffe, wonach nicht die Größe der Siedlung die Entscheidung geben soll, auf ihre Verwertung als Städte und die Einzeichnung in die Karte verzichtet werden. Jedenfalls waren die Kelten mehr als die anderen Völker nördlich vom römischen Reiche an die Siedlung in engem Raume beisammen gewöhnt und standen dadurch den Mittelmeervölkern näher als die Germanen.

Dazu kommen noch die vorrömischen, illyrisch-venetischen Siedlungen im Save-Drau- und Adriagebiet. Da stehen einem abschließenden Urteile leider noch die geringen Kenntnisse aus Spatenforschungen im Wege. Die Berichte über die

⁸⁰ Ion Nestor, Der Stand der Vorgeschichtsforschung in Rumänien. 22. Ber. Röm.-Germ. Komm. 1932, S. 11—181; bes. S. 152 ff.

⁸¹ Ion Nestor, ebd. S. 157, Anm. 643. Die keltischen Burgen sind vollständig aufgezählt bei V. Pârvan, O Protoistorie a Daciei, Bukarest 1926, ein Werk, das mir leider unerreichbar blieb.

⁸² Carl Schuchhardt, Die Burgen, S. 141—144.

⁸³ Nach Nestor, a. a. O., S. 155 (anders als Pârvan, a. a. O., S. 464).

⁸⁴ C. Schuchhardt, a. a. O., S. 143, und andere Nachweise bei Nestor, a. a. O., S. 162/163.

⁸⁵ Ferenc von Tompa, 25 Jahre Urgeschichtsforschung in Ungarn, 1912—1936. 24./25. Ber. Röm.-Germ. Komm. 1934/35, S. 27—127, S. 66 ff., und Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Art. Ungarn v. G. Wilke.

Feldzüge des Augustus machen es aber doch wahrscheinlich, daß die Burgen, in denen sich die Japoden so tapfer verteidigten, mehr als bloße Burgen waren. Was wir von den einzelnen Siedlungen zu dem vorliegenden Problem wissen, ist etwa folgendes⁸⁶: Auf dem Südbhange des Birnbaumer Waldes unweit Adelsberg liegt am Rande einer weiten und fruchtbaren, von der Poik durchflossenen Landbucht über ziemlich steilen natürlichen Böschungen mit dreieckigem Grundriß ein mehrfach umwallter Wohnplatz, St. Michael, befestigte Vorwerke (Kazul und Mačkovc) und Gräberfelder aus der Hallstatt- (Pod Kazulem und Mačkovc) und Latènezeit (Pod Mačkovcam und Za Polšno) sind damit verbunden. Der Wohnplatz selbst hat eine verhältnismäßig sehr große Ausdehnung (N-Seite: 500 Schritt, SW-Seite: 800 Schritt, O-Seite: 600 Schritt). Manche sehen darin die Hauptstadt der keltischen Karner. Im östlichen Krain wurde bei St. Margareten am rechten Gurkufer eine Hügelgräber-Nekropole mit mehr als 100 Tumuli gefunden. In Gorica im Sovisko polje (Bezirk Ljubuški) entdeckte man ein großes Gräberfeld und in der Nähe ein Schatzdepot, im Gräberfeld auch ein Krematorium. Ein Gräberfeld bei Jazerine in Pritoka, 6 km südlich von Bihač, bot 553 Gräber verschiedener Bestattungsart und Ausstattung, die auf eine lange Besiedlung von der Hallstattzeit bis in die römische Kaiserzeit hinweisen. Westlich von Serajevo liegt die umwallte Höhensiedlung Debelo brdo, die von der Jungsteinzeit an ununterbrochen bis in die Latènezeit und noch in der römischen Kaiserzeit bis ins 6. Jahrhundert n. d. Ztr. besiedelt war und für alle Kulturen der zuerst vorillyrischen, später illyrischen Bevölkerung reiche und zahlreiche Funde ergab. Östlich von Serajevo in 950 m SH. dehnt sich von der Romanja planina bis zum Hügellande im Ivan polje das Gräberfeld von Glasinac mit mehr als 20 000 Tumuli aus. Die meisten Gräber stammen zwar aus der Hallstattzeit, aber es sind dazwischen noch zahlreiche aus der Latène- und römischen Kaiserzeit aufgedeckt. Man muß zugeben, daß die Gegend sehr dicht besiedelt gewesen sein muß, selbst dann, wenn man annimmt, daß hier eine Art heiliges Gräberfeld vorliege, das von weit her die Toten aufnahm. Freilich, eine städtische Besiedlung wird dadurch auch nicht bewiesen. Der östlichste Punkt, den die Latènekultur in Bosnien noch erreichte, ist Mahreviči bei Miletkoviči (Bezirk Čainica in Bosnien). Jenseits eines nordsüdlichen fundleeren Gebietes taucht 15 km östlich von Belgrad nahe der Mündung der Morawa in die Donau, auf dem hohen Donauufer gelegen, die Siedlung Vinča auf, die aber schon mit der Bronzezeit abschließt.

Anhang II.

Für die Veränderungen in Zahl und Dichte der Städte ist die Probe aufs Exempel gemacht, und zwar, weil dazu doch eine genauere Bekanntschaft mit jeder einzelnen städtischen Siedlung nötig erscheint, für Steiermark. Der römischen Städte gab es nur drei; wenn es außer Celeia, Poetovio und Flavia Solva noch eine größere römische Siedlung gab, dürfte sie kaum unter die Städte mitzuzählen sein, sonst wüßte man von ihrem Charakter als municipium oder colonia wenigstens aus den Quellen. Als keltisch-illyrisches Oppidum kommt wohl auch nur Noreia in Betracht (s. Anhang I). Die zweite Städtegeneration ist in Pircheggers Geschichte der Steiermark vollständig aufgezählt. Er berichtet, es habe im Mittelalter 17 landesfürstliche und 4 patrimoniale Städte gegeben, dazu über 80 Märkte, so daß mit über hundert städtischen und Marktsiedlungen zu rechnen ist. Von

⁸⁶ Eberts RLV. mit den Artikeln über Jugoslawien und zu den einzelnen Funderten, alle von G. Wilke.

ihnen waren freilich sehr viele sicher von so geringer zentraler Bedeutung, daß sie schon damals über den Dorfcharakter nur durch ihren einzigen Wochen- oder Jahrmarkt hinausragten, besonders die kleinen Märkte des untersteirischen Adels, die sehr zahlreich waren, würden vom sozialen Standpunkte aus ebenso wie vom geographischen nicht als städtische Siedlungen zählen, sie können nur durch die Marktrechtsverleihung mit hereinkommen. Es fehlt ihnen auch weiterhin der Anreiz zur Weiterentwicklung (Lauffen, Rietz, Studenitz, Hochenegg, Weitenstein, Drachenburg, Lichtenwald, Montpreis usw.). Vielleicht wurden dort nur Viehmärkte abgehalten.

Ihr Mangel an Lageenergien zeigt sich auch sogleich bei einer Übersicht über die dritte Städtegeneration. Die untersteirischen Märkte lassen sich allerdings gegenwärtig noch nicht in ihrer städtischen Bedeutung nach dem Hundertsatz ihrer den städtischen Berufen zugehörigen Bevölkerung abschätzen, weil die Zählung zwar schon nach den von Jugoslawien herstammenden Großgemeinden, aber nicht nach einzelnen Siedlungen außer für die drei autonomen Städte Marburg, Cilli und Pettau bekannt ist. In dem Umfange der Steiermark von 1938 (ohne das steirische Burgenland, aber mit dem Ausseer Bezirk) fallen allein 35 von den 100 Städten und Märkten in der dritten Generation ganz weg, sie erreichen nicht einmal die 80 v. H. städtischer Bevölkerung, darunter ist nur eine der 21 mittelalterlichen Städte, nämlich Friedberg, das seine Bedeutung seinem Grenzwehrcharakter zu verdanken hatte. Die übrigen Städte, auch die auf grünem Wasen gegründeten, besaßen so große Lageenergien, daß sie nicht verfallen konnten. Der Blick des Gründers hatte sich bewährt oder sie waren durch eigenes Lagepotential vor der Stadtrechtsverleihung zu auffälliger Bedeutung gekommen. Es kamen aber in Steiermark neu hinzu 6 Siedlungen mit 90 oder mehr Hundertteilen städtischer Bevölkerung. Drei solcher Siedlungen, die nur Kohlenarbeiterdörfer sind (Pichling bei Köflach, Rosenthal und Gradenberg) sind nicht mitgezählt. Dagegen kam Fohnsdorf zwar auch durch die Kohlenschächte seiner Umgebung zu einem höheren Hundertsatz nichtagrarischer Bevölkerung (92 v. H.), aber doch zu einer solchen zentralen Marktbedeutung, daß man ihm die Einreihung in die Städteklasse wird zugestehen müssen. Auch Mariazell (91 v. H.), Maria-Lankowitz (94 v. H.), Zeltweg (96 v. H.), Trieben (90 v. H.), Kapfenberg (94 v. H.) müssen mitgezählt werden. Sechs weitere Siedlungen rücken aus der mittelalterlichen Marktrolle in die städtische ein, darunter Feldbach (92 v. H.), Gleisdorf (90 v. H.), Leibnitz (92 v. H.) und Mürzzuschlag (98 v. H.). Im ganzen gibt es jetzt 32 solcher städtischer Siedlungen. Deren Wachstum von 21 auf 32 vom Mittelalter zur jüngsten Städtegeneration entspricht ganz gut dem Grade der Verstädterung der Bevölkerung der Steiermark. In die Marktsiedlungen von 80 bis 89 v. H. zu städtischen Berufen gehöriger Bevölkerung steigen 16 Siedlungen ganz neu auf, während 26 alte Märkte ganz abfallen. Im ganzen zählt man in der Steiermark (von 1938) 32 solche Marktgemeinden.

Bei diesen doch recht beträchtlichen Verschiebungen von der zweiten zur dritten Generation lassen sich einige wichtige Wirkungen deutlich erkennen. Daß die Industrie und der Bergbau städtebildende Kraft besitzen, wurde schon oben gesagt. Außerdem zeigt sich, daß auch die geschichtliche Tradition eine Rolle spielt. So ist Gratkorn mit seiner Papierfabrik in die Gruppe der Märkte eingerückt (80 v. H.), konnte aber den älteren Markt Gratwein (87 v. H.) nicht erreichen. Im umgekehrten Sinne macht sich die Tradition im Burgenlande geltend. Die Großdörfer Oberwart (70 v. H.), Rechnitz (64 v. H.), Güssing (68 v. H.), Obereschützen (66 v. H.) haben den städtischen Charakter bis heute nicht erreicht. Die

Bedeutung des Verkehrs für die Städtebildung wird an Selzthal (84 v. H.) und St. Michael (80 v. H.) kennbar. Bei allen Zahlen darf auch nicht vergessen werden, daß noch manche Siedlung zu Markt oder Stadt aufrücken würde, wenn das in der Gemeinde noch mitgemessene, von landwirtschaftlicher Bevölkerung bewohnte Außenareal abgerechnet werden könnte, sicher z. B. Bad Gleichenberg (jetzt 77 v. H.), St. Marein im Mürztal (79 v. H.), Scheifling (79 v. H.), Teufenbach (72 v. H.), Mureck (78 v. H.), St. Rupprecht an der Raab (77 v. H.). Auch die Großstadt hat auf ihre Umgebung einen Einfluß, der ihre Verstädterung bewirkt: durch die Möglichkeit der Pendelwanderung zu einer Anhäufung von Arbeitsgelegenheiten, durch den Aufkauf bäuerlicher Besitzungen durch städtische Kreise (Judendorf-Straßengel bei Graz). Das beste Beispiel dafür gibt natürlich Wien mit der viel größeren Streuung randlicher Stadtschaften. Deshalb konnte Hassinger Vororte ersten und zweiten Grades unterscheiden, je nach dem Anteile landwirtschaftlicher Bevölkerung (0 bis 10, bzw. 11 bis 20 v. H.)⁸⁷.

Die Untersteiermark wurde bei den vorausgehenden Zahlen nicht mitberücksichtigt. Das hat seinen Grund darin, daß bisher eine Zählung der dortigen Bevölkerung nur in groben Umrißlinien vorgenommen wurde, daß die vorausgehende jugoslawische Zählung nach dem Urteile des Leiters des statistischen Landesamtes, Prof. Dr. Otto Wittschieben, ganz unverläßlich sei, besonders in den Angaben über die Berufszählung. Da überdies die südslawische Regierung durch Zusammenlegung von altösterreichischen Ortsgemeinden Großgemeinden schuf, so mußten sich darin die ohnedies kleinen städtischen Ortschaften ganz verlieren. Es blieb also, wenn nicht die ganze Berechnung um 30 Jahre zurückverlegt werden sollte, was wegen der industrialisierenden Wirkung des Weltkrieges doch nicht anging, nichts übrig, als die Untersteiermark getrennt hier aufzuführen. Es haben heute nur die Städte Marburg, Pettau, Cilli wirklich städtischen Charakter durch den geringen Anteil in Land- und Forstwirtschaft Beschäftigter. Alle anderen Ortschaften mit mittelalterlichem Markt- oder Stadtcharakter fallen aus der heutigen Gruppe der Märkte und Städte heraus. Sie sind auch durchschnittlich kleiner als die Ortschaften gleicher Gruppe in Mittel- und Obersteiermark, auch die kleinsten des Großdeutschen Reiches (Berg-Neustift: 153 E.; Maxau: 178 E.; Lemberg: 221 E.; Studenitz: 226 E.; Fraßlau: 253 E.; Montpreis: 228 E.; Peilenstein: 304 E.; Weitenstein: 355 E.; Windisch-Landsberg: 384 E.; Rietz im Sanntal: 381 E.; Drachenburg: 342 E.).

Die weitaus meisten dieser mittelalterlichen Marktorde hatten auch damals nur eine ganz beschränkte zentrale Bedeutung, allein innerhalb der damals gewiß noch stark autark eingestellten überwiegend bäuerlichen Bevölkerung der Untersteiermark hatten sie doch die Berechtigung einer stärkeren relativen Zentralität, auf einer in der Generationsleiter niedrigeren Stufe. Vielleicht müßte hier im breiten Grenzstreifen gegen Südosteuropa nur eine städtische Vorstufe angenommen werden. Heute dürfte man diesen Märkten keinen mehr als ländlichen Siedlungscharakter zuerkennen.

Für die Gaue der Ostmark lassen sich nach dem Gemeindeverzeichnis von 1940 (nach der Volkszählung von 17. Mai 1939) folgende Zahlen geben: Es hatten die Gaue folgende Anzahl von Städten (mit 10 oder weniger v. H. landwirtschaftlicher Bevölkerung) und Märkten (mit 11 bis 20 v. H. landwirtschaftlicher Bevölkerung):

⁸⁷ Hugo Hassinger, Boden und Lage Wiens. Mitt. Geogr. Ges. Wien, 84. Bd., 1941, Karte Tafel XII und Erläuterungen dazu hinter S. 384.

Gaue im Umfange von 1939	Städte	Märkte
Niederdonau	60	80
Oberdonau	26	20
Salzburg	5	4
Tirol	8	13
Vorarlberg	3	7
Kärnten	9	13
Steiermark	32	32
Zusammen (ohne Wien)	143	169

Für Ungarn findet man eine entsprechende Zusammenstellung in der oben zitierten Abhandlung über die Alföldstädte. Für Rumänien, die Slowakei, für Kroatien, Serbien, Bulgarien läßt sich eine vergleichbare Zusammenstellung vorläufig noch nicht bieten.

Steiner Alpen-Studien, zweite Folge.

Von Roman Lucerna.

Nun sind sie seit Jahresfrist wieder unser, durch des Führers Tat und Wort, die Steiner Alpen, dieser Südostpfeiler der Alpen und ein Eckpfeiler des Deutschtums. Ein Zaubergarten bleicher Zinnen, umwoben von Nebelschleiern, im Morgenschimmer, im Abendgold. Über ihre Spitzen gespannt gleichsam ein unsichtbares Saitennetz urewig scheinender Äolusharfe, durch die ein Klingen geht, dem Innern nur vernehmbar, das Lied der Sehnsucht nach der Ferne, das sein in unbegrenzte Weiten schweifender Blick dem Menschen gebietet. Steilrecht erhebt sich das Gebirge aus den waldumrauschten Gründen dunkelgrüner Taltiefen, in denen aus schattigen Nischen kühle Quellen springen, kristallklar und taufrisch, um smaragden über die weißen Schotterfliesen nach allen Richtungen zu enteilen. Und von allen Seiten führen die Wege herein wie in ein Heiligtum der Natur und hinauf in eine andere Welt, in ein Meer von Klarheit und Frische, Glanz und Licht.

Alpen und Meer sind uns die großen Symbole der Natur, die nächsten. Nur Meer, Ebenen und Höhen sind Vermittler jener Sehnsucht nach der Ferne, deren Triebkraft mit unser Dasein gestaltet.

Dem Geist der Anschauung hat längst sich brüderlich der Geist der Forschung zugesellt, dem Staunen das Verstehen und Zuverstehensuchen. In den Steiner Alpen schon früh, wo die Blumen des Kalkes anziehen. Dann folgte der Namenstreit, „hie Sanntaler“ und „hie Steiner Alpen“, der längst zur Ruhe ging.

Die Epoche physischer Forschung um unsere Jahrhundertwende zeitigte drei Arbeiten: eine landschaftliche von Heinrich Heß, dem hochverdienten Schriftleiter des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins¹. In prunkvoller Sprache eine Schilderung der Pracht des Hochgebirges aus der hohen Zeit des österreichischen Alpinismus, ein Dokument des kraft-, lebens- und tatenfrohen alpinen Geistes wie des österreichischen Meistergängers. — Die strenge Wissenschaft vertreten die beiden anderen Arbeiten: die von Bergrat Friedrich Teller, einem Sudeten-

* Ergänzung 1: Hochgebirge und „Mittelgebirge“. Hiezu genügt Spezialkartenblatt 1 : 75 000, Eisenkappel und Kanker.

¹ „Zeitschrift“ des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1896.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1943

Band/Volume: [86](#)

Autor(en)/Author(s): Mayer Robert

Artikel/Article: [Städtegenerationen im Donauraume. 3-58](#)